

## Kindheit

Ich bin in Wolmirstedt, einer Kleinstadt bei Magdeburg groß geworden, und zwar in der Gärtnerei meiner Vorfahren. Mein Vater hatte in seiner Jugend Streß mit seinem Vater – wie das halt so ist. Mein Vater – in der Nachkriegszeit sozialisiert - warf dem Opa vor, in der NSDAP gewesen zu sein. Außerdem fand er dessen Wunsch, daß er einmal die Gärtnerei übernehmen solle, gar nicht gut – mein Vater wollte lieber Bildhauer werden. Diesen Konflikt löste er, indem er bei Nacht und Nebel Anfang der 50er Jahre in den Westen nach Bremen abhaute, in einer WG lebte (was damals noch ungewöhnlich war) und begann, Bildhauerei zu studieren. Vermutlich aus seinen eigenen Kriegserfahrungen als Kind – er hatte die Bombardierung Magdeburgs miterlebt – gründete er gleich noch den dortigen Kriegsdienstverweigererverband und engagierte sich in der Boheme und in linken Kreisen. In diesen Kreisen verkehrte auch meine Mutter, die aus einer Bremer Kaffeerösterfamilie stammt, deren Rösterei aber im Krieg ausgebrannt war. Obwohl es auf beiden Seiten noch Mitbewerber/innen gab, war es wohl vor allem der Initiative meiner Mutter zu verdanken, daß aus den beiden ein Paar wurde.

Als mein Opa starb, ging mein Vater zurück in die “Sowjetische Besatzungszone” und übernahm nun doch die Weinreichsche Gärtnerei. Später sagte er mir einmal, daß er in Bremen erkannt hätte, daß er nie ein so guter Bildhauer geworden wäre wie Barlach oder ein anderer der ganz großen, daß er aber doch das Zeug zu einem ziemlich guten Gärtner hatte. Offensichtlich stimmte diese Einschätzung: Er machte aus der Gärtnerei die größte Lilienzucht Europas, zu der Blumenfreunde aus aller Welt pilgerten, schrieb Fachbücher und erhielt viele Preise für seine Züchtungen. Da er überzeugter Kommunist war, trat er nach seiner Rückkehr in die SED ein. Die Gärtnerei wurde auf sein Betreiben sofort nach der Übernahme in eine Genossenschaft umgewandelt. Er blieb dort aber der Chef. Meine Mutter

folgte ihm 1958, ein Jahr vor meiner Geburt, von Bremen nach Wolmirstedt. Sie heirateten und bekamen vier Kinder. Ich war das erste. Eigentlich sollte ich nur Mirko heißen, ein tschechischer Name. Die Sachbearbeiterin auf dem Amt forderte aber etwas „deutsches“ – immerhin waren es noch die 50er Jahre. Als mein Vater provokativ fragte, ob „Adolf“ deutsch genug wäre, riß sie entsetzt die Hände hoch: „Sind sie verrückt?!“. Zum Schluß einigten sie sich auf ein altdeutsches „Wulf“ vor dem Mirko.

Nach dem 4. Kind ließen sich meine Eltern scheiden. Mein Vater hätte die beiden ältesten – also mich und meine Schwester – gerne mitgenommen, aber meine Mutter wollte nicht. Und sie hatte das Recht auf ihrer Seite, obwohl sie als Zugereiste aus dem Westen damals argwöhnisch beäugt wurde und mein Vater Mitglied in der SED war. Da wir aber noch bis zu meinem 12. Lj. in der Gärtnerei wohnten, war das für uns Kinder nicht so problematisch: Die neue Familie meines Vaters wohnte im Parterre, wir eine Etage höher – und wir gingen einfach dahin, wo es uns gerade hinzog. Die neue Frau hatte kein Problem damit, daß da noch 4 Kinder aus der ersten Ehe ihres Mannes auf dem Hof waren. Wir sprachen sie mit dem Vornamen an und bekamen noch zwei Halbschwestern.

Obwohl meine Mutter jetzt ganz allein mit ihren 4 Kindern in einem fremden Land war, war sie immer überzeugt, im richtigen Teil Deutschlands zu leben. Deshalb war es für sie ausgeschlossen, zurück zu gehen. Dabei hatte sie es nicht leicht: ihre Berufsabschlüsse aus der BRD wurden nicht anerkannt. Über Abendschule und Fernstudium schaffte sie es bis zur Unterstufenlehrerin für Musik und Kunsterziehung. Sie war zwar kein Parteimitglied, stand aber hinter der Politik der DDR. Zum Beispiel war es Standard, am Jahresende die Sendereihe „Dem Frieden die Freiheit“ - das war sozusagen die kommunistische Version der christlichen Weihnachtsspendenaktionen - zu hören, selbst zu spenden und zu hoffen, daß der Krieg in Vietnam bald zu Ende wäre. Sie lud über Weihnachten Studenten aus „jungen Natio-

nalstaaten“ („Entwicklungsländer“ oder „3. Welt“ im BRD-Sprech), die an der Technischen Hochschule Magdeburg studierten und für die es zu aufwendig gewesen wäre, nach Hause zu fliegen, zu uns ein, die Feiertage gemeinsam zu verbringen. Ein Großteil ihrer Verwandtschaft hatte nach ihrer freiwilligen Übersiedlung in die DDR den Kontakt zu ihr abgebrochen: Wie könne man nur so blöd sein, freiwillig zu den Kommunisten zu gehen? Lediglich ihre Mutter – meine „Bremer-Omi“ – kam jedes Jahr 1-2 Mal zu Besuch und nutzte die maximal mögliche Aufenthaltsdauer immer voll aus.

Meine Kindheit war – von der Scheidung meiner Eltern abgesehen – ziemlich unbeschwert. Natürlich war ich in der Kinderkrippe und im Kindergarten. Doch daran habe ich nur bruchstückhafte Erinnerungen. Das eigentliche Leben fand aber jenseits davon statt: Die Gärtnerei war ein riesiger Abenteuerspielplatz, in dem die Kinder der gesamten Umgebung zu Gast waren. Wir bauten Buden aus Torfbällen und Holzkisten, duschten uns im Sommer unter den Pflanzensprengern, veranstalteten Schubkarrenrennen, saßen in den vielen Obstbäumen und aßen Kirschen, Pflaumen oder Äpfel. Wir spielten Ritter oder Verstecken und stromerten auf Dachböden und in den Gewächshäusern rum. Es waren nur 5 Minuten bis zum Fluß, wo es Fische gab, dahinter lagen die Wiesen, wo man Cowboy spielen konnte, indem man mit Stöcken bewaffnet die LPG-Kühe von einer Ecke in die andere trieb (glücklicherweise haben die immer mitgespielt) und danach kam der Wald mit seinen Möglichkeiten. Da wir alle früh anfangen, Fahrrad zu fahren, dehnten wir unseren Radius schnell aus und waren, wenn es keine Verpflichtungen gab, einfach weg und kamen erst mit der Dunkelheit wieder nach Hause.

### Frühe Schulzeit

Mit 6 kam ich dann in die Schule: körperlich der zierlichste, etwas introver-

tiert, musisch begabt und ziemlich intelligent. Für meine männlichen Klassenkameraden war ich uninteressant, da ich als Raufbruder oder Fußballspieler völlig ungeeignet war. Die Zensuren lagen immer so zwischen 1,2 und 1,4, ohne daß ich mich angestrengt hätte. Da ich aufgrund meiner Introvertiertheit nicht viel Ehrgeiz hatte, war ich zwar Jung- und Thälmannpionier und machte dort auch gerne alles mit, aber eher in der zweiten Reihe. Ich fiel nur einmal auf, als ich in der 6. Klasse das Bremer Rathaus für eine Architekturbeschreibung wählte: Wieso ich denn ausgerechnet ein Gebäude aus dem „Westen“ gewählt hätte? Aber ich konnte meine Wahl mit meiner Oma begründen, die uns immer mit Bildbänden aus der Heimatstadt meiner Mutter versorgte, und der Aufsatz war der beste. Ich lebte in meiner eigenen Welt, die vor allem aus Büchern bestand: lesen bis tief in die Nacht unter der Bettdecke, zuerst die klassische Jugendliteratur, dann aber auch alles, was Wissen über die Welt vermittelte. Meine Banknachbarin war die Pfarrerstochter. Sie spielte Geige und war die einzige Person in der Klasse, mit der ich mich über die Dinge, die mich interessierten, unterhalten konnte.

Meine Mutter förderte ihre Kinder jenseits der Schule wo immer es ging. „Was ihr im Kopf habt, kann Euch niemand nehmen!“ war ihr stehender Satz. Also sorgte sie dafür, daß wir Musikinstrumente lernten und an Sport- und Arbeitsgemeinschaften teilnehmen konnten – an jedem Nachmittag war etwas anderes dran. Ich probierte so ziemlich alles aus: Leichtathletik, Kanu, Ringen, Schiffsmodellbau, aber vor allem Malzirkel, sowie Violin- und Klavierunterricht. Schon sehr früh nahm sie uns abends mit nach Magdeburg zu Theateraufführungen und in klassische Konzerte. Sie sorgte auch dafür, daß ich aufgrund meines Haltungsschadens schon in der Unterstufe schwimmen lernte, was mir immer wieder meine Sportnote rettete. All das war finanziell für eine alleinstehende Frau, die zuerst als Sachbearbeiterin beim Rat der Stadt und später als Musiklehrerin arbeitete, überhaupt kein Problem – wir lebten ja in der DDR! Im Sommer fuhren wir Kinder verteilt in verschiedene Kinderferienlager oder alle gemeinsam in irgendein FDGB-

Ferienheim in der DDR. Natürlich konnten wir uns keinen Urlaub in Bulgarien leisten – aber für uns Kinder war das nicht so wichtig, wir hatten einfach andere Präferenzen: Wasser und Wald, neue Freunde und spannende Freizeitanregungen.

Meine Mutter hatte in Bremen Pädagogik studiert. Da sie der Reformpädagogik nahestand, fand sie Fernsehen schrecklich, weshalb wir nie ein „Familienzerstörungsgerät“ hatten. Wenn ich „Familie Feuerstein“ schauen wollte, ging ich zu meinem Freund über die Straße. Zu Hause hörten wir Radio und pendelten immer zwischen den DDR- und West-Sendern. Da Wolmirstedt nur 40km Luftlinie von der Grenze zur BRD entfernt lag, war der UKW-Empfang immer bestens. Der WDR hatte ziemlich gute Kindersendungen, die von uns Kindern heiß geliebt wurden: James Krüss, der mit der Sprache spielte, Rotlicht, und andere. Der NDR war der „Heimatsender“ meiner Mutter – durch ihn lernten wir platt verstehen.

### Die wunderbaren Jahre

Als ich 12 war, bekam meine Mutter endlich eine Wohnung in der Stadt zugewiesen, in einem 5-geschossigen Neubaublock. Sie war froh, aus der Gärtnerei wegzuziehen. So wurde sie nicht mehr mit ihrer Nachfolgerin und meinen beiden Halbschwestern konfrontiert. Für mich war der einzige Vorteil, daß ich im Winter nicht mehr die Zentralheizung mit Koks befeuern mußte – die „Platte“ hatte natürlich Fernheizung. Ansonsten fanden wir Kinder es nicht so toll: Ein Neubaugebiet ist lange nicht so ein interessanter Spielplatz, wie eine Gärtnerei. Außerdem war die neue Wohnung natürlich viel enger. Deshalb gingen wir zwischendurch immer wieder in die Gärtnerei, und einmal im Monat, am „Kindersonntag“ sowieso. Dadurch, daß wir begeisterte Fahrradfahrer waren, war es kein Problem, zwischen Innenstadt und Gärtnerei zu pendeln.

Weil ich mich total für Indianer begeisterte, begann ich mit 12-13 Jahren in die Magdeburger AG „Indianistik“ zu gehen. Eigentlich nahmen die nur Erwachsene auf. Aber nachdem ich mich mal auf einem öffentlichen „Indian Day“ mit den Leuten unterhalten hatte und die merkten, daß ich für mein Alter recht viel Ahnung hatte, durfte ich mit den Erwachsenen am Wochenende Indianer spielen. Dort lernte ich erstmalig Menschen kennen, denen ich mich später einmal zurechnen würde: Hippies, oder, wie es im DDR-Deutsch hieß: Kunden.

Mit 14 wurde man als DDR-Jugendlicher in den „Kreis der Erwachsenen“ aufgenommen. Da ich ja nur wenig Verwandtschaft hatte, fiel die Jugendweiheparty jenseits des offiziellen Festaktes einfach unter den Tisch – es lohnte sich nicht. Stattdessen hatte mir meine Mutter eine Reise mit „Jugendtourist“ nach Gdansk in Polen geschenkt. Es war das Jahr 1973 und ich wäre auch gerne zu den Weltjugendfestspielen nach Berlin gefahren, aber das erste Mal Ausland war natürlich ein guter Ersatz. Abends ging ich mit den „richtigen“ Erwachsenen der Gruppe in die Klubs und begegnete auch hier jungen Leuten mit langen Haaren, Bärten und bunten Klamotten, die nach 70er-Jahre-Rock tanzten. Die polnischen Kommunisten unterstützten damals alles, was die Macht der katholischen Kirche aufbrechen konnte, und die Hippiekultur gehörte dazu. Es gab überall Flohmärkte, wo man alles kaufen konnte, was ein Hippie-Herz begehrte: von originalen Levis Jeans bis zu aktuellen West-Schallplatten – natürlich zu horrenden Preisen. Gdansk wurde meine neue Lieblingsstadt, und ich nutzte jede Gelegenheit, dorthin zu fahren bzw. zu trampen bis die Grenze nach den Solidarnosz-Unruhen geschlossen wurde.

In der 8. Klasse fing der Streß an: ich wollte wegen meines Interesses für die Indianer gerne Ethnologie studieren. Als Nichtarbeiterkind, mit diesem exotischen Studienwunsch und Westverwandschaft hatte ich eigentlich keine Chance auf einen Abitur-Platz. Erst als ich Lehramt für Geschichte als

Zweitwunsch hinzunahm, wurde ich in der Erweiterten Oberschule Zielitz genommen. In meiner neuen Klasse freundete ich mich mit dem Pfarrerssohn an, der mir die Studentengemeinde in Magdeburg eröffnete. Ich machte nie ein Hehl daraus, daß mir das Christentum ziemlich fremd war – aber alles andere höchst interessant. Das war für Pfarrer Uhle-Wettler, der für mich der Inbegriff eines kultivierten Intellektuellen war, kein Problem. Ich genoß es, über die Bibel, Paul Klee und Martin Buber zu diskutieren, lernte die Texte von Biermann, Kunze, Kunert und Kirsch kennen, las Böll, Hesse, Kafka, Salinger und außerdem alles, was ich an Philosophie und Psychologie bekommen konnte. Ich begann, mir zu den verschiedenen Magdeburger Buchhandlungen Beziehungen aufzubauen, weil viele Bücher nur in kleinen Auflagen gedruckt wurde – da mußte man schon jemanden kennen. Weil Zielitz, Wolmirstedt und Magdeburg mit einer S-Bahn verbunden waren, fuhr ich nach der Schule oft gleich nach Magdeburg und ging erst mal ins Antiquariat am Hasselbachplatz. Die dortige Buchhändlerin wußte inzwischen, was mich interessierte und hatte mir meist spannende Neueingänge zurückgelegt. Wir redeten dann, oft auch im Beisein ihres Kollegen, über Gott und die Welt und natürlich Politik und die aufrührerischen DDR-Schriftsteller. Dabei nahm ich kein Blatt vor den Mund. Später konnte ich in meiner Staasi-Akte lesen, daß der Kollegen ein IM bei der Staatssicherheit gewesen war. Er hätte mich ohne weiteres ans Messer liefern können. Vielleicht war ich ihm sympathisch oder er war Spitzel wider Willen – jedenfalls hat er nichts als Banalitäten über mich weitergegeben, wie ich später in meiner Staasi-Akte lesen konnte. Nach dem Antiquariat waren Holtermann, Waale und die Erich-Weinert-Buchhandlung dran. Mit einigen neuen Büchern in der Tasche lief ich dann um die Ecke ins Café Lilliput (das bei uns „Café Größenwahn“ hieß), wo sich die Intellektuellen trafen: Kaffee trinken, quatschen, lesen und Hausaufgaben machen. Abends ging es dann weiter, entweder in die Studentengemeinde oder in einen der beiden Jugendklubs, die von den Magdeburger Hippies gekapert worden waren. Da war

einmal der „Exlibris“ in der Bezirksbibliothek oder der Jugendclub des Kulturbundes „Otto von Guericke“ – kurz „OVG-Club“ genannt. Während in anderen Jugendclubs die tagesaktuelle Popmusik lief, wurde hier das Woodstock-Festival und vergleichbares rauf und runter gespielt, oder es fanden Lesungen und Jazzkonzerte statt. Irgendwie war ich immer der Jüngste, noch lange keine 18, aber das spielte dort keine Rolle.

Ein ziemlich prägendes Ereignis war der Film „Blutige Erdbeeren“, den ich weit über 10 Mal gesehen habe. Er handelte von den Studentenunruhen 1968 in den USA und war einfach perfekt, um meine jugendlichen Sehnsüchte darauf zu projizieren. Und hatte natürlich auch den richtigen Soundtrack. Da es noch kein MTV und keine Musikclips gab, war das Radio die wichtigste Musikquelle. Die meisten Jugendlichen meiner Generation pendelte wie ich zwischen Ost- und Westsendern – lediglich die Lieblingssendungen dürften verschieden gewesen sein. Ich startete morgens mit dem NDR „Musik für junge Leute vor der Schule“, mittags ging es weiter mit „Musik für junge Leute nach der Schule“ vom gleichen Sender, nachmittags DT64, und abends die Jugendsendungen von Stimme der DDR. Es gab einfach zu viel gute Musik aus dem Osten, als daß mir die Westsender gereicht hätten: Panta Rhei, Bayon, Renft, Stern Meissen, Niemen & SBB, Ossian, Omega. Und meine Mutter als Musiklehrerin wirkte durchaus stilbildend: die Stones fand sie etwas „schlicht“, aber von Progressiv Rock, besonders Yes, Pink Floyd und Emerson, Lake & Palmer war sie sehr angetan – natürlich auch von gutem Ost-Rock.

Im Februar vor meinem 15. Geburtstag sagte ich meiner Mutter, daß ich mir jetzt das Recht nähme, über Nacht wegzubleiben wann immer ich wolle und trampe einfach mal für ein SBB-Konzert von Magdeburg nach Dresden, ohne zu wissen, wo ich schlafen würde. Sie starb tausend Tode vor Angst. Aber da ich sie, wann immer sie auf Arbeit war, als Familienoberhaupt bei meinen Geschwistern vertreten hatte, war ich (etwas zu) früh selbständig



geworden. Ich erstand eine Karte am Eingang des (eigentlich ausverkauften) Hygienemuseums und fand hinterher auch einen älteren Freak, bei dem ich übernachten konnte. Diese erste Tramptour brachte mich auf den Geschmack und es sollte bis zum Ende der Oberschulzeit meine Lieblingsbeschäftigung sein: Fast jedes Wochenende zu irgendwelchen Blues- oder Rock-Konzerten nach Sachsen und Thüringen oder im Sommer große Touren durch die näheren Bruderländer. Und natürlich immer wieder an die Ostsee nach Gdansk, und wenn es nur mal schnell zum Baden für ein Wochenende war: Freitags nach Schulschluß los, 700km hin, schnell in die Ostsee gesprungen, 700km zurück und am Montag hing ich dann völlig unausgeschlafen wieder in der Schulbank. Ich war in einem unendlichen Urvertrauen, daß ich in einer sicheren Welt lebe und schlief auf Bahnhöfen, Parkbänken, bei wildfremden Menschen – und es war gut. Lediglich in meinem eigenen Land mußte ich Angst haben, und zwar vor der Volkspolizei. Sie griff mich immer mal wieder an Autobahnauffahrten oder in fremden Städten auf und stellte amtliche Fragen: Wo ich herkomme, wo ich hinwolle, und ob meine Eltern das wüßten? Aber wenn sie in Wolmirstedt angerufen und erfahren hatten, daß alles in Ordnung sei, mußten sie mich nach ein paar Stunden wieder laufen lassen. Um dem auszuweichen, hatte ich es mir angewöhnt, wenn ich in einer fremden Stadt keine „Penne“ hatte, auf dem Friedhof zu schlafen – da hatte ich dann meine Ruhe vor den Vopos.

Es gab aber auch überraschend nette Begegnungen. Einmal stand ich mit einem Schild „Karl-Marx-Stadt“ (heute: Chemnitz) in der Hand bei Gotha (verbotenerweise) auf einer Autobahnauffahrt, als ein Polizeiauto um die Ecke kam und auf die Bremse ging. „Sch...“ dachte ich, „das kann böse werden.“ Ich tat so, als ob es mich nichts angehe, weil an Flucht nicht zu denken war. Nach ein paar Sekunden ging die Beifahrertür auf: „Was ist? Willste nun nach Karl-Marx-Stadt, oder nicht?“. Als ich eingestiegen war: „Setzt Dich mal in die Mitte, damit wir eine bessere Straßenlage haben. Wir haben es eilig!“. Und dann gab der Vopo in seinem Polski Fiat richtig Gas

.....

Außerdem waren da noch die kirchlichen Jugendtreffen und Rüstzeiten: obwohl ich bekennender linker Atheist war, kam ich mit Christen irgendwie am besten aus. Also fuhr ich mit der Studentengemeinde zu einer Literatur-Rüstzeit mit Franz Fühmann nach Mansfeld, oder trampete zu den kirchlichen „Kunden-Treffen“ nach „Ha-Neu“ (Halle-Neustadt), Saalfeld, Erfurt oder Karl-Marx-Stadt. Zeitweilig bestand mein ganzer engerer Freundeskreis nur noch aus Pfarrerskindern und Theologiestudenten.

Inzwischen war ich auch erwachsen genug, daß mein Vater etwas mit mir anfangen konnte, und wir begannen über Kunst, Politik und Philosophie zu diskutieren. In seiner Bibliothek gab es all die guten Bildbände über das alte Ägypten, Hieronymus Bosch, den Expressionismus und anderes, in großer Anzahl die griechischen Philosophen, aber auch Kant und Schopenhauer, sowie die klassische deutsche Literatur von der Aufklärung bis zum Vormärz, einschließlich Goethe und Schiller. Außerdem fand ich hier die ersten Bücher zu Taoismus, Buddhismus und Hinduismus. Anfangs nutzte ich dieses Angebot nur an den Kindersonntagen. An meinem 18. Geburtstag zog ich dann wieder in die Gärtnerei in ein Zimmer, daß ich mir auf dem Dachboden eingerichtet hatte. Und wenn meinem Vater die Frauenenergie in seiner neuen Familie mal wieder zu viel wurde, kam er mit einer Flasche Rotwein auf einen Schwatz unter Männern vorbei.

Eine weitere Prägung erhielt ich von einem entfernten Verwandten aus dem Westen, der seit vielen Jahren regelmäßig zu Besuch in die Gärtnerei kam: ein paar Jahre älter, schlaksig, eine Mähne wie Jimi Hendrix – einfach nur „cool“ (wie man heute sagen würde). Er rauchte Selbstgedrehte und erklärte mir die Welt aus der Sicht eines Westjünglichen. Als ich zur Armee mußte, gab ich eine Abschiedsparty, und lud auch ihn mit in meine Dachkammer ein. Er schrieb ein seitenlanges Psychogramm über die Menschen und die Party selbst, das mich zutiefst beeindruckte. Am nächsten Morgen sagte er

mir, daß er auf LSD gewesen wäre. Ein paar Jahre später war er tot – durch Heroin. Ich bin mir ziemlich sicher, daß mich die Mauer vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt hat: in meiner jugendlichen Neugier hätte ich vermutlich auch alles ausprobiert. Immerhin gehörten Hippies und Drogen irgendwie zusammen. Als nach der Wende die neuen Bundesländer mit Drogen geflutet wurden, war ich schon über 30 und wußte, was man mal probieren kann und von welchen Substanzen man lieber die Finger läßt. Dieses Thema und sein tragischer Tod haben später auch meine Berufswahl als Suchttherapeut beeinflusst.

### Biermann-rot und Pazifist

Meine Haare waren länger geworden, meine Jeans bekamen Risse und Flecken, ich lief sommers in Jesuslatschen und winters in Kletterschuhen – irgendwie sah ich immer mehr nach DDR-Hippie, nach einem „Kunden“ aus. Das alles war natürlich der Kleinstadt-Stasi nicht verborgen geblieben, so dass ich gelegentlich aus dem Unterricht geholt wurde, um in Gegenwart des Direktors irgendwelchen Herren in Zivil zu erklären, wo ich denn an dem und dem Wochenende gewesen sei. Sie machten kein Hehl daraus, dass sie meinen Lebenswandel eines sozialistischen Jugendlichen für unwürdig hielten. Da ich aber nichts Verbotenes tat, meine Leistungen und sozialistische Grundeinstellung (ich verstand mich selbst als glühender Kommunist) untadelig waren, gab es trotz optischer Nähe zu „destruktiven westlichen Jugendkulturen“ erst einmal keine Handhabe gegen mich.

Natürlich war ich FDJler, und da man an der EOS irgendwie politisch aktiv sein musste, gehörte ich zur „Kommission für Agitation und Propaganda“. Das hatte damals keinen negativen Klang für mich. Es gehörte damals dazu, sich gegen den Klassenfeind abzugrenzen und das fand ich auch normal, denn Ungerechtigkeit gab es genug auf der Welt. Mit zunehmendem Hinterfragen verlagerten sich meine Interessen allerdings immer mehr vom politi-

schen zum sozialen Engagement und ich machte Wandzeitungen über den Nordirlandkonflikt oder den American Indian Movement. Die FDJ-Leitung konnte zwar nichts dagegen sagen, hielt diese Themen aber nicht gerade für die vorderste Barrikade im Kampf gegen den Klassenfeind.

Dann kam der Tag, an dem sich die Wege endgültig scheiden sollten: Im November 1976 vermeldete der Buschfunk, dass Wolf Biermann in Köln ein Konzert geben würde, mit Live-Übertragung im Westfernsehen. Ich habe keine Ahnung, was unsere Regierung damals geritten hat, Ihrem frechestem Liedermacher nach 12 Jahren Auftrittsverbot in der DDR eine BRD-Tournee zu genehmigen. Es muss Ihnen klar gewesen sein, dass er nicht nett über Blümchenwiesen singen würde. Seine Lieder waren bekannt: Im Westen von den Schallplatten und in der DDR von den Tonbandkopien, die im Untergrund kursierten.

Biermann nutzte die unverhoffte Möglichkeit, um den Kapitalismus zu verdammen, ein Loblied auf einen wahren Sozialismus zu singen – und die Entgleisungen des real existierenden Sozialfeudalismus in der DDR mit beißendem Spott zu geißeln. Das Konzert war Wasser auf die Mühlen der BRD-Medien, das Westfernsehen wiederholte die Ausstrahlung innerhalb weniger Tage noch zwei Mal, damit es auch jeder Ossi mitbekam. Wochenlang gab es in Ost und West nur ein Thema: Biermann! Der Schleier der Beschönigung war zerrissen.

Das Konzert löste in der DDR ein politisches Erdbeben aus. Die Staatsmedien – also alle – spieen Gift und Galle über den „Vaterlandsverräter“. Die Regierung entzog ihm umgehend die Staatsbürgerschaft. Ein Teil der ostdeutschen Intelligenzia – bekannte Künstler und Wissenschaftler, darunter viele SED-Mitglieder – wagte es zum ersten Mal, sich offen gegen die Staatsführung zu stellen, indem sie in einem Solidaritätsaufruf die Rücknahme der Ausbürgerung forderten.

Im ganzen Land wurde von den SED-Funktionären in Schulen, Betrieben

und Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPGs) das Volk zusammengetrommelt, um sich öffentlich zu seiner Regierung zu bekennen. Auch die gesamte Schülerschaft der Erweiterten Oberschule Zielitz wurde in die Aula gerufen und sollte dort in Anwesenheit von Mitgliedern der SED-Kreisleitung kollektiv ihre Abscheu über den Nestbeschmutzer äußern. Die meisten hatten das Konzert natürlich angeschaut – jeder schaute Westfernsehen – hielten sich aber höflich zurück, die bekannten Opportunisten ausgenommen. Irgendwann stand ich auf, 17jährig, blauäugig und naiv, und bekannte mich: „Also ich habe das Konzert gesehen! Der hat doch nur die Wahrheit gesagt. Das ist ja gut für unser Land - da wissen wir wenigstens, was wir besser machen können!“

Kurze Stille, nur der Direktor schnappte nach Luft und lief puterrot an, und dann Tumult. Und mir dämmerte zum ersten Mal, dass ich eine andere Auffassung vom Sozialismus haben könnte als meine Umwelt. In den nächsten Wochen musste ich mich in -zig Vorladungen rechtfertigen und flog natürlich auch sofort aus der „Kommission für Agitation Propaganda“. Wenn es nach dem Direktor gegangen wäre, hätte ich die Schule verlassen müssen. Dass ich bleiben durfte, verdankte ich nur der Fürsprache wichtiger (Partei-) Freunde meiner Eltern, die mir meine Jugend zugute hielten. Von der Zeit an nannte ich mich „biermann-rot“. Heute schäme ich mich ein bißchen dafür: Damals konnte niemand ahnen, daß Biermann den Traum von einer gerechten Gesellschaft einst verraten und sich stattdessen „in feiner Kluft mit alten Orden“ in der eigenen Eitelkeit sonnen würde. Dem kann ich nur mit seinen eigenen Worten entgegenhalten: „Aus der Traum? Quatsch aus der Traum!“

Der Direktor - ein ausgemachter Karriere-Stalinist - wurde für den Rest meiner Schulzeit mein Lieblingsgegner. Immer mal wieder prangerte ich irgendwelche Missstände an - z.B. dass er Mitschüler mit falschen Versprechungen und subtiler Erpressung zu Offiziersanwärtern zwingen würde -

und er revanchierte sich dafür mit erneuten Versuchen, mich von der Schule zu feuern. Doch an meinen Leistungen war nicht zu rütteln. Außerdem hatte ich in der Klasse und auch bei einigen Lehrern großen Rückhalt.

So hatten wir einen alten Staatsbürgerkundelehrer, der noch den Krieg miterlebt und später marxistische Philosophie studiert hatte und der SED-Partei sekretär der Schule war. Ein richtiger „Kommunist der ersten Stunde“. Der Pfarrerssohn in meiner Klasse und ich diskutierten mit ihm oft hart an der Grenze des Erlaubten, aber fair und in gegenseitiger Sympathie. Eines Tages meldete sich die FDJ-Sekretärin der Klasse und beschwerte sich, dass ich trotz meiner „staatsfeindlichen Meinung“ immer so gute Noten bekommen würde. Darauf sagte ihr Herr Janisch ungerührt: „Fräulein X, ich bewerte hier Wissen und nicht Einstellung – und was das Wissen betrifft, ist Ihnen Herr Weinreich immer noch weit voraus!“

Das Lesen hatte sich zu einer echten Leidenschaft ausgewachsen. In den meisten Fächern hörte ich nur halb zu und las unter der Bank irgendetwas anderes. Die Zensuren stimmten trotzdem. Der Deutschlehrer, der auch mein Klassenlehrer war, hatte es aufgegeben, mir noch etwas beibringen zu wollen. Bei ihm durfte ich meine Bücher auf die Bank legen. Dafür musste ich in größeren Abständen immer mal eine Deutschstunde halten zu einem Schriftsteller meiner Wahl. Meist waren es irgendwelche bürgerlichen Humanisten, wie Hermann Hesse, Max Frisch oder Heinrich Böll. Die DDR verstand sich als Kulturland im weitesten Sinne und beschränkte sich da nicht auf sozialistische Kunst, so daß das ohne Probleme durchging.

Ende der 11. Klasse wollte ich eigentlich schon lieber Philosophie oder Psychologie studieren, weil ich meine Lebensfrage gefunden hatte: „Was ist eigentlich Bewusstsein?“ Da die Bewerbungen aber alle über die Schule liefen, hätte ich meinen Direktor mit dem neuen Stand meiner Persönlichkeitsentwicklung konfrontieren müssen und ich vermutete, dass er für so viel

Dynamik kein Verständnis gehabt hätte. Also bewarb ich mich für meinen Ursprungswunsch Ethnologie und fuhr etwas halbherzig zur Aufnahmeprüfung nach Berlin an die Humboldt-Uni. Aus zwanzig Bewerbern sollten vier ausgesucht werden. Das Abitur rückte näher, alle Klassenkameraden hatten inzwischen ihre Studienzusagen oder Ablehnungen erhalten - aber immer noch keine Nachricht für mich. Weil man in der DDR eine feste Perspektive haben musste, bestellte mich der Direktor zu einem „Umlenkungsgespräch“. Das Studium Lehrer für Geschichte sei jetzt nicht mehr drin, Verfahrenstechnologie in Merseburg sei das einzige, was er mir noch anbieten könne, erklärte er mir süffisant. Chemie war eines der wenigen Fächer, mit denen ich nichts anfangen konnte. Ich lehnte also dankend ab und begann, mich in den nächsten Tagen bei den Tischlern der Umgebung vorzustellen. Lieber ein Beruf, der mir Spaß machte, als ein Studium, das mich nicht interessieren würde. Dann kam der letzte Schultag. Der Direktor erschien in der Klasse und erklärte, wie es mit den mündlichen Prüfungen laufen würde. Und als letztes, fast im Rausgehen: „Ich gönne es ihm zwar nicht - aber Herr Weinreich ist in Berlin für das Ethnologiestudium angenommen worden.“ Die Klasse johlte und klatschte. 20 Jahre später würde er mir als frischgewendeter Neu-Bundesbürger bei einem Klassentreffen jovial auf die Schulter klopfen und sagen: „Eigentlich waren wir doch immer einer Meinung, Herr Weinreich!“

Nein, waren wir nie!

### Die Asche

Als ich mich mit 14 Jahren für die Oberschule anmeldete, hatte ich noch einer dreijährigen Armeezeit als Unteroffizier zugestimmt. Ohne diese Einwilligung war für Jungen ein Abitur in der DDR unvorstellbar. Das Abi war bestanden, die Studienzulassung in der Tasche – und ich hatte noch einen Sommer, bevor es zur Armee gehen sollte. Ich machte noch eine große

Tramptour, arbeitete ein paar Wochen in der Gärtnerei meines Vaters – und in mir wuchs täglich der Widerstand. Die letzten 4 Jahre – vor allem der Kontakt mit der Studentengemeinde – hatten mich zum Pazifisten gemacht, so daß ein Armeedienst mit der Waffe nicht mehr in Frage kam. Vor einer Totalverweigerung hatte ich zuviel Angst, weil ich viele üble Sachen darüber gehört hatte, wie diese Menschen im Gefängnis gebrochen wurden. Also schrieb ich im letzten Moment eine Staatsratseingabe an Erich Honnecker, daß für mich aus ethischen Gründen ein Dienst mit der Waffe nicht in Frage käme und ich lediglich meine anderthalb Jahre Grundwehrdienst ohne Waffe – im DDR-Deutsch „Bausoldat“ – ableisten wolle. Immerhin hatte ich ja genügend Verwandte im Westen, auf die ich im Ernstfall hätte schießen müssen. Dieses Argument wurde auch in der DDR ernst genommen.

14 Tage später kam die Antwort, daß meinem Wunsch stattgegeben worden war. Das Studium war damit natürlich hinfällig und in meiner Stasi-Akte erschien – wie ich erst viele Jahre später lesen würde – der Satz: „Es ist darauf zu achten, dass Herr Weinreich an keiner Hoch- und Fachschule der DDR einen Studienplatz erhält.“ Das war der Preis, den ich für den Pazifismus zahlen musste. Ich hatte nichts anderes erwartet und fand es durchaus angemessen.

Die „Asche“, wie wir die NVA-Zeit nannten, war die finsterste Zeit meines Lebens und vermutlich nicht viel besser, als wenn ich in den Knast gegangen wäre. Als ich wiederkam, war mein Urvertrauen weg. Aus heutiger Sicht würde ich sagen: Ich hatte eine kombinierte Depression mit Angststörung. Und da ich häufiger Menschen erlebt habe, die nach ihrer Armeezeit seelisch gebrochen waren, denke ich, dass das ein gewollter Effekt war. Möglicherweise ist das Heranziehen folgsamer Untertanen eine der wichtigsten Aufgaben jeder Armee in jedem Land. Aber wenn ich heute sehe, mit welcher Unverfrorenheit die NATO-Länder überall auf der Welt Kriege an-



zetteln, um ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen durchzusetzen, habe ich nachträglich Verständnis für die militärische Notwendigkeit von NVA und Warschauer Pakt.

Ich weiß nicht, weshalb ich nicht zu den „richtigen“ Baueinheiten kam. Vielleicht lag es an der Kurzfristigkeit meiner Entscheidung, vielleicht gab es andere Gründe. Allerdings wäre es bei meiner körperlichen Konstitution auch nicht so toll gewesen, eineinhalb Jahre lang Granitbrocken für den Hafen Prora auf der Insel Rügen zu schleppen, wie es meinem Bruder passiert ist. Statt dessen wurde ich in eine „Restekompanie“ gesteckt, wo all die Leute landeten, denen man aus politischen, sozialen und psychischen Gründen besser keine Waffe in die Hand drückte und die mit rückwärtigen Diensten beschäftigt wurden: Küche, Feuerwehr, Heizung, Lazarett und ähnliche Hilfsdienste. Aus Gedankenlosigkeit oder Mutwillen passierte hier dasselbe wie bei den Totalverweigerern im Knast: Unliebsame sensible „Selbst-Denker“ wurden mit meist nicht sehr intelligenten „harten Jungs“ zusammengeworfen, mit Asozialen, Psychopathen und Kriminellen, die nach ihrer Gefängniszeit die Armee fast als Urlaub empfanden. Überall in der NVA war es üblich, daß die Soldaten des dritten Diensthalbjahres (EKs = Entlassungskandidaten) sich von denen des ersten Diensthalbjahres (den „Spritzern“) bedienen ließen und ihnen ihre Dienste aufdrückte. In unserer Kompanie polarisierte sich das noch einmal mehr: die alten „Harten“ machten den neuen „Sensiblen“ das Leben zur Hölle. Ihre Erniedrigungen hatten so klangvolle Namen wie „Tropentest“ (im Schutzanzug stundenlang auf dem voll eingheizten Kachelofen sitzen), „Schildkröte“ (Menschen mit Stahlhelmen an Ellenbogen und Knien wurden als menschliche Bowlingkugeln über den langen Kompanieflur geschossen) oder „Die schwarze Hand“ (quasi ein Geheimbund von Entlassungskandidaten, die das erste Halbjahr terrorisierten). Manchmal wurde man auch einfach direkt zusammengeschlagen, beispielsweise weil man sich geweigert hatte, für einen EK das Klo zu reinigen. Ich hatte dem nicht viel entgegenzusetzen außer Trotz: „Du

kannst sonst was mit mir machen – Dein Scheiss-Klo muß Du trotzdem selber putzen – ich nicht!“ Für mich waren diese Drangsalierungen, die nachts in Alträumen nachhallten, absolut traumatisierend, schlimmer als die mangelnde Freiheit, der militärische Drill oder der Gehorsam den Offizieren gegenüber.

Dabei war es ein ungeschriebenes Gesetz, bei diesen Rangkämpfen unter den Soldaten nichts an die Kompanieleitung zu petzen, an das auch ich mich gehalten habe: „Woher haben Sie das blaue Auge her?“ „Keine Ahnung, ich bin wohl gestolpert!“ Einmal wurde das ganze Regiment zu einem Appell auf den zentralen Platz bestellt. Dort wurde uns mitgeteilt, dass drei Soldaten wegen Drangsalierung eines Neulings zu einer längeren Haftzeit im Militärgefängnis Schwedt verurteilt worden waren. Zwei Wochen später wurde der Petzer in ein anderes Regiment versetzt, weil das Leben für ihn unerträglich geworden war. Die anderen Soldaten ließen ihn permanent Spießruten laufen: Wenn er die Regimentsstraße lang ging, wurde er mit Schimpfworten belegt, gestoßen, bekam das Bein gestellt, etc. Heute ist mir klar, wie krank die soldatische Hierarchie, ihre Ehrbegriffe und die Schweigemauer war und dass man es am ehesten mit den Machtstrukturen innerhalb der Mafia vergleichen kann.

Wenn man das erste halbe Jahr überstanden hatte, war das Schlimmste vorbei. Die Drangsalierer gingen nach Hause und alle Diensthalbjahre rutschten eins rauf. Auch die Harten wurden dann umgänglich, weil es genügend Situationen gab, wo sie die Sensiblen brauchten, z.B. wenn es darum ging, eine nicht anfechtbare Eingabe an die Regimentsleitung zu schreiben, oder einen vernünftigen Anbahnungsbrief auf eine Annonce „Frau sucht Soldatenbekanntschaft“.

Ich kam in die Regimentsfeuerwehr und da hatten wir dienstlich nicht viel auszustehen: Die meiste Zeit waren wir in Bereitschaft, die wir mit Tischtennis und Doppelkopf – und ich sehr häufig lesend – verbrachten. Den

Rest der Zeit beschäftigten wir uns im Spritzenhaus mit der Wartung unserer Einsatzgeräte – oder spielten „Fangen“ und bespritzten uns mit ausgedienten Feuerlöschern. Ein paar Mal hat es auch gebrannt, einmal ein Offizierswohnheim in Leichtbauweise. Da hatten wir endlich mal richtig was zu tun. Bei mehr Motivation wäre allerdings auch etwas mehr zu retten gewesen.

Im Jahrhundertwinter 1978/79 kam ich mir endlich richtig nützlich vor: Innerhalb weniger Tage fiel meterweise Schnee – für Norddeutschland völlig untypisch. In Mecklenburg wurde Katastrophenalarm ausgerufen. Ich wurde dazu abkommandiert, als Beifahrer in einem Schützenpanzerwagen, der bis unter die Decke mit Lebensmitteln vollgeladen war, diese in Dörfer zu bringen, die von der Aussenwelt abgeschnitten waren. Der Fahrer saß unten und sah durch seine Sehslitze nichts als weißen Schnee. Meine Aufgabe war es, oben rauszuschauen, über Funk den Kontakt mit der Zentrale zu halten und dem Fahrer zu sagen, wo es lang geht. Immerhin gab es damals weder GPS noch Navis. Bei -20 Grad bretterten wir tagelang über die Felder und wurden überall herzlich aufgenommen. Da dem Schützenpanzer die Schneewehen nicht viel ausmachten, zerrten wir nebenbei noch jede Menge Autos aus dem Schnee. Für diesen Einsatz bekam ich die einzige Beförderung während meiner gesamten soldatischen Karriere: Mir wurden zwei Strafen gestrichen. Das waren die sinnvollsten 3 Wochen meiner Armeezeit.

Meine persönliche Bewältigungsstrategie für den Kompaniealltag war es, den „Kompanieclown“ á la Schwejk zu spielen: Wo immer es ging, führte ich Befehle so übertrieben und wortwörtlich aus, dass ihre Absurdität deutlich wurde. Die Kompanie lachte sich tot, der Hauptfeldwebel brüllte – und ich bekam mal wieder Urlaubs- und Ausgangssperre. Wenn ich dann doch mal zu einem bestimmten Termin Urlaub haben wollte, blieb bei all den Urlaubssperren nur eines: Gegen den Hauptfeldwebel im Tischtennis zu gewinnen. Er war über die vielen Jahre sehr gut geworden. Ein paar Mal habe

ich es geschafft – und dann stand er auch zu seinem Wort.

Ein ehemaliger Philosophiestudent war Gehilfe in der Bibliothek und hatte auch einen Schlüssel dazu. Mit seiner Hilfe flüchteten sich die Sensiblen, wann immer es ging, aus dem normalen Wahnsinn der Kompanie in die Bibliothek, zum Tee trinken, Musikhören und Reden über das, was Intellektuellen wichtig ist. Manchmal brachten wir das auch subversiv in die Kompanie ein. Zum Beispiel als Literaturabend. Mit in der DDR verlegter Literatur, etwa Wolfgang Borcherts „Die Kegelbahn“ und Ähnliches. Als die Kompanieleitung im Nachhinein mitbekam, dass das alles purer Pazifismus war, war sie „not amused“ – konnte aber nichts machen. Dass man mir politisch nicht mehr vertraute, durfte ich später in meiner Stasi-Akte lesen: Einmal wurde im Winter Kompanie-Alarm ausgelöst, nur damit man in Ruhe meinen Spind kontrollieren konnte. Man fand zwar nichts Verwendbares darin, nutzte die Gelegenheit aber, um mein Adressbuch abzufotografieren. Doch auch die Berufssoldaten waren nicht einfach „homogener stalinistischer Militarismus“: Der Kompaniechef, ein Major, der sehr korrekt und fair war, hat wenige Wochen nach meiner Entlassung selbst den Dienst quittiert. Eigentlich hatte er, der sich auf 25 Jahre verpflichtet hatte, noch viele Jahre vor sich. Es wird ein harter Kampf gewesen sein, seine vorzeitige Entlassung durchzusetzen, und ihn viele Privilegien gekostet haben. Nach anderthalb Jahren war der Wahnsinn vorbei und ich ging – unbefördert – als einfacher Soldat nach Hause.

### Harte Landung in der „Realität“

Frühjahr 1979: Die Armeezeit war vorbei und hatte mich unsanft in die Welt der Erwachsenen katapultiert. Die jugendliche Naivität war einer tiefen Desillusionierung gewichen. Ich stand da, mit einem Abi von 1,1 in der Tasche, das vorerst nichts mehr wert war: Mit dem Verweigern des Wehrdienstes mit der Waffe hatte ich mich endgültig in eine gesellschaftliche Aussenseiterposition befördert.

Also kümmerte ich mich um eine Ausbildung als Tischler und landete im VEB Denkmalspflege Magdeburg. Ich nahm auch meine wöchentlichen Besuche in Buchhandlungen und Cafés wieder auf und pendelte abends weiter zwischen Studentengemeinde und dem OvG-Club des Kulturbundes. Hier wurde jetzt vor allem Jazz gespielt. Immerhin war Jazz „richtige Kunst“, was man von Punk und Neuer Deutscher Welle, die den Progressive Rock verdrängt hatten, nicht mehr so sicher sagen konnte.

Noch etwas für mich Wichtiges hatte sich in der Zwischenzeit geändert: Trampen, also Hitchhiken war vorbei! Nachdem ich mehrmals an gut befahrenen Autobahnauffahrten oder Fernverkehrsstraßen, wo ich früher nach ein paar Minuten mitgenommen worden war, viele Stunden gestanden hatte – Höhepunkt war Erfurt-Ost mit 20 Stunden – gab ich es auf. Die Wartburg- und Trabbi-Fahrer waren nicht mehr tramperfreundlich. Scheinbar hatte sich Nina Hagen's „1968 is over, ... is over!“ bis in die DDR rumgesprochen.

Die Dachkammer bei meinem Vater war zu klein und das tägliche Fahren nach Magdeburg nervte mich, und so hielt ich die Augen auf nach einer „Schwarzwohnung“. Als Unverheirateter ohne Kinder hätte ich beim ostdeutschen Wohnungsmangel auf unabsehbare Zeit keine Chance auf die legale Zuweisung einer Wohnung gehabt. Also blieb mir nur die illegale Variante, die darin bestand, einfach in eine leerstehende Wohnung einzuziehen, stillschweigend Miete zu bezahlen und zu hoffen, dass das Fehlen der Zuweisung im Chaos auf den Wohnungsämtern nicht auffiel. Wenn diese sich ein halbes Jahr nicht meldeten, hatte man das gesetzliche Recht, in der Wohnung zu bleiben, wenn sie nicht zu groß und luxuriös war. Über Freunde in der Studentengemeinde erhielt ich den Tip mit der Sankt-Michael-Straße 36. Dort zog ich mit meiner Wahlschwester ein. Als ich nach mehreren Jahren wieder auszog, waren in dem Altbaukarree von 20 Wohnungen 19 schwarz bewohnt. In der gesamten Magdeburger Szene war unser Haus aufgrund seines regen kulturellen Lebens als „Sudenburger Sozialzelle“ be-

kannt. Ich hatte mich entschlossen, eine „offene Wohnung“ zu haben, das heißt, dass sie einfach nie abgeschlossen war. Das war damals ein Trend innerhalb der „Kunden“-Szene – wie wir Ost-Hippies uns selbst nannten – den wir uns von unseren Tramp touren durch den Ostblock mitgebracht hatten: seine Wohnung für Freunde und Gäste immer offen zu halten, auch für die Übernachtung wildfremder Menschen. Zu stehlen gab es bei meinem Minimalismus eh nichts. Wenn ich nach Haus kam und dort schon fünf Freunde diskutierten und meine Schallplatten hörten, ich aber erst einmal ein wenig Ruhe brauchte, ging ich halt zu jemand anderem im Haus, um einen Tee zu trinken.

Anfang der achtziger Jahre gab es den NATO-Doppelbeschluss und die Entwicklung russischer SS20-Mittelstreckenraketen. In der Studentengemeinde wurde heiß darüber diskutiert, weil dadurch lokale Atomkriege der Supermächte USA und UdSSR in Europa möglich wurden. Das war nicht gerade beruhigend. Also organisierten wir einen „Friedensgottesdienst“ unter dem Titel: „Der Riss in der Mauer“. Den Titel leiteten wir von einem christlichen Theaterstück ab, das den Kern des Gottesdienstes bildete: Zwei Schafhirten, die erst gemeinsam ihre Herden weiden lassen, sich dann aber streiten, weil jeder dem anderen Diebstahl oder Betrug vorwirft, eine Mauer bauen und sich am Ende gegenseitig umbringen, um an das Wasser oder die Edelsteine des anderen zu kommen. Die Veranstaltung war ein Erfolg – die Winterkirche im Magdeburger Dom war voll besetzt. Wir hatten auch den Rat der Stadt und die Parteileitung Magdeburgs eingeladen. Die extra frei gehaltenen Plätze blieben leer, aber sie schickten Vertretung: Als wir den Dom verließen, stand draußen eine Hundertschaft Polizei mit Wasserwerfer. Wir gingen ganz schnell und leise nach Hause. Vermutlich war der Titel etwas zu provokant gewesen und als Angriff auf den „antifaschistischen Schutzwall“ mißverstanden worden.

Da mir während der Armeezeit auch das Vertrauen in die ostdeutsche De-

mokratie abhanden gekommen war (damals wusste ich noch nicht, dass die Demokratie der BRD auch nur eine Fassade ist, um eine Plutokratie zu kaschieren), ging ich auch nicht mehr wählen. Stattdessen hing ich an Wahltagen regelmäßig einen Zettel an die Tür, daß ich kein Interesse an der Wahl hätte und überdies auch nicht im Hause sei. Auf diese Weise entband ich die fleißigen Wahlhelfer, die mit fliegenden Urnen die Nichtwähler aufsuchten, von der undankbaren Aufgabe, mich bequatschen zu müssen. Die Zettel wurden auch regelmäßig mitgenommen. Als Hippie machte ich mir darüber keine Gedanken. Doch eines kam für mich nicht in Frage, obwohl sich mein Freundeskreis immer mehr lichtete: Einen Ausreiseantrag zu stellen. Die BRD hatte für mich keine Anziehungskraft.

### Wanderjahre

Nachdem ich meine Tischler-Lehre im VEB Denkmalspflege abgeschlossen hatte, kam ich auf die Idee, dass ich vielleicht Holzrestaurator werden könnte. Bautischlerei war ein wenig grob und ich fühlte mich auch etwas unterfordert. Einer meiner Vorgänger hatte die entsprechende Weiterbildung in Berlin gemacht und was er erzählte, klang sehr spannend. In Magdeburg sah ich da keine Chance, da die Denkmalspflege „Grobrestaurierung“ machte – also Türen, Fenster und Fußböden in Gebäuden, keine Möbel oder Plastiken. Deshalb musste ich mich woanders umsehen, was nicht ganz einfach war. In der DDR galt die Regel: Keine Wohnung, keine Arbeit – keine Arbeit, keine Wohnung! Wie sollte man also in eine Stadt wechseln, wo man weder das eine noch das andere hatte? Ich bewarb mich bei den Domwerkstätten Erfurt. Sie gehörten der katholischen Kirche und unterstanden direkt dem Bischöflichen Amt. Ich wurde genommen, weil ich vorgab, bei jemandem wohnen zu können, was allerdings eine Notlüge war. Meine Arbeitskleidung hatte ich postlagernd an das Hauptpostamt geschickt und kam am Sonntag vor meinem ersten Arbeitstag mit meinem Rucksack in Erfurt an. Ich wusste, daß es zwei Szenekneipen gab, die „Penne“ und den „Goldenen

Schwan“. Also ging ich diesen und die nächsten Abende mit meinem Rucksack immer in eine der beiden Kneipen und quatschte zu vorgerückter Stunde die Leute an, ob ich bei ihnen übernachten könnte, was jedes Mal funktionierte. So lernte ich ziemlich schnell die Kunden-Szene kennen und hatte ein paar Monate später auch meine erste Wohnung.

Aus meiner Magdeburger Erfahrung heraus suchte ich für meinen Bildungshunger auch gleich wieder den Kontakt zur evangelischen Studentengemeinde. Leider hatte der dortige Pfarrer lange nicht das Format seines Magdeburger Kollegen, so daß ich mich nach zirka drei Monaten wieder zurückzog. Doch ist mir ein Moment besonders in Erinnerung geblieben: An einem Wochenende waren mehrere Mitglieder der Partner-Studentengemeinde aus der BRD zu Gast. Und wir redeten und redeten, über Politik, Religion, Psychologie, Philosophie – worüber man sich halt in einer Studentengemeinde unterhält. Ich war völlig verblüfft, dass diese jungen Leute den Zugang zu all der Literatur hatten, nach der wir dürsteten – aber sie nicht gelesen hatten. Erich Fromm? Ja, da war mal ein Interview im Fernsehen! Club of Rome? Da gab es mal einen langen Bericht im Spiegel! Biermann, Bahro, Solschenizyn? Könnten wir lesen, haben wir aber gar keine Zeit zu – es gibt einfach viel zu viele Informationen! Wir dagegen hatten Informationsmangel: „Die Furcht vor der Freiheit“, „Die Grenzen des Wachstums“ oder der „Archipel Gulag“ gingen in der DDR von Hand zu Hand und kamen irgendwann völlig zerfleddert zum Besitzer – meist dem Studentenfarrer – zurück. Die Knappheit bestimmter geistiger Güter in der DDR hatte also den Vorteil, dass es sich nur lohnte, Bücher zu schmuggeln, die wirklich wichtig waren. Diese wurden dann auch dankbar rezepiert. So war es ein positiver Aspekt der Mauer, dass sie als Filter wirkte, der uns vor viel leerem Getöse und Informationsüberflutung bewahrt hat.

Die Ignoranz von Informationen bei ständiger Verfügbarkeit ist natürlich keine westliche Eigenschaft, sondern ein allgemein menschlicher Zug: Ich gehe auch in jeder fremden Stadt ins Museum, aber nicht in der, in der ich



wohne, da ich hier ja jederzeit die Möglichkeit hätte.

Durch die „Kunden“, die ich in den beiden Kneipen kennenlernte, bekam ich ziemlich schnell mit, dass es in Erfurt noch eine andere Gemeinde gab, die mir deutlich mehr entsprach: die „Offene Arbeit“ (OA) in der Andreasgemeinde. Da es in Erfurt keinen wirklichen Hippie-Club gab, war das die beste Adresse, wo sich die „Kunden“ trafen. Dort ging es zwar nicht so intellektuell zu wie bei den Studenten, aber sie waren viel mehr am Puls der Zeit, sehr politisch und sozial engagiert. Also wechselte ich recht bald in die Andreasgemeinde, die für meine Erfurter Zeit meine zweite Heimat wurde. Ich lernte so beeindruckende Menschen wie Wolfgang Musigmann, Lothar König, Walter Schilling und viele andere kennen. Die weltanschauliche Toleranz, auch mir als bekennendem Atheisten gegenüber, die ich dort erlebte, hat der Dichter Reiner Kunze sehr schön ausgedrückt:

Pfarrhaus (für Pfarrer W.)

Wer da bedrängt ist  
findet Mauern,  
ein Dach  
und muß nicht beten.

Ich machte mich nützlich, so gut es ging: holte Getränke für die Diskussions-Abende, hielt ab und an Vorträge, z.B. über Erich Fromm „Haben oder Sein“, half bei der Organisation der herbstlichen Werkstattwochenenden, Blues-Gottesdiensten etc. Es ist schon eine kleine Ironie der Geschichte, daß wir als Hippies, die wir doch überwiegend auf Blues und Rock standen, Anfang der 80er auch das erste Punkfestival der DDR in der Evangelischen Stadtmission organisierten: Pogo im Gotteshaus.

Die „Offene Arbeit“ als Sammelpunkt für oppositionelle junge Erwachsene

geriet natürlich ständig in Konflikt mit dem Staat, was es immer mal nötig machte, sich mit der Kirchenleitung in Magdeburg abzustimmen. Da Post und Telefon nicht zu trauen war und ich aufgrund meiner nächsten Verwandten in Wolmirstedt Inhaber einer verbilligten „Arbeitsrückfahrkarte“ war, wurde ich bei Bedarf als persönlicher Kurier zwischen Bischof Krusche und der Andreasmairie eingesetzt.

Mein Armeetrauma führte dazu, dass ich mich für alles engagierte, was mit Pazifismus zu tun hatte. Dazu gehörte Anfang der 80er eine Initiative „Sozialer Friedensdienst“, die sich für einen echten Wehersatzdienst in der DDR engagierte. Also fuhr ich für die „OA“ nach Dresden, zu einem Koordinationstreffen mit dem Pfarrer Christoph Wonneberger, der der Initiator war. Mittags ging die ganze Gruppe in eine nahegelegene Gaststätte zum Essen. Wir wunderten uns nur kurz über den Mann, der da am Straßenrand mit einer Umhängetasche stand. Die Tasche hatte ein kreisrundes Loch, es war eine versteckte Kamera. Also fingen wir im Vorbeigehen an, Grimassen zu schneiden: Wenn schon, denn schon! Wieder in Erfurt gründete ich den dortigen Friedensarbeitskreis. Viele Jahre später würde ich aus meinen Stasiakten erfahren, dass schon der erste Mitstreiter – ein Theologiestudent, den ich ganz gut zu kennen glaubte – IM war. Die Staatsorgane waren von Anfang an bestens informiert.

Natürlich hatte ich in dieser Zeit auch das Zeichen „Schwerter zu Pflugscharen“ auf meinem Parka. Und das zog Ausweiskontrollen auf offener Straße und Verhöre an, wie der Leim die Fliegen. Mal kamen sie in Zivil, mal in Uniform. Am 1. Mai 1982 stand die halbe „Offene Arbeit“ auf dem Domplatz und wir amüsierten uns köstlich darüber, wie „Fritz“ Matthias Büchner mit trockenem Humor die Reden der Parteifunktionäre kommentierte. Als ich mich von der Gruppe löste, um nach Hause zu gehen, wurde ich von einigen Herren in Zivil mit Gewalt in das Gerichtsgebäude am Domplatz gezerrt. Sie wollten unbedingt, dass ich das „Schwerter zu Pflug-

scharen“-Schild abtrennte – laut Gesetz durften sie es nicht selbst machen. Ich weigerte mich, auf meine Rechte pochend, immer wieder. Irgendwann kam einer auf die Idee, mich zu fragen: „Wo arbeiten Sie eigentlich?“

„Ich bin Angestellter des Bischöflichen Amtes Erfurt. Außerdem bin ich recht gut bekannt mit dem evangelischen Bischof Krusche in Magdeburg!“

Die Reaktion kam prompt und heftig: „Hauen Sie ab, hauen Sie ganz schnell ab, und lassen Sie sich bloß nie wieder hier blicken!“

In Erfurt herrschten polnische Verhältnisse: Es war die einzige Bezirksstadt der DDR, wo die beiden Großkirchen die öffentliche Meinung bestimmten, nicht die SED. Demzufolge hatte die Stasi auch keine Lust, sich mit zwei Bischöfen anzulegen. Es war klar, dass sie nicht an mich ran konnten, so lange ich nicht etwas wirklich Kriminelles machte. Deshalb versuchten sie es irgendwann auf die sanfte Tour: „Herr Weinreich, wenn Sie in die BRD ausreisen wollen, sagen Sie Bescheid. In 14 Tagen sind Sie drüben, ohne jeden Stress!“

„Wenn die Götter gewollt hätten, dass ich ein Bundesbürger werde, wäre meine Mutter einfach in Bremen geblieben!“, entgegnete ich.

Ich hatte keine Lust auf Westen, sondern wollte einen besseren Osten!

Mein Engagement in der Freizeit hatte durchaus auch Auswirkungen auf meine Arbeitsstelle. Immerhin war die katholische Kirche stolz auf ihre guten Beziehungen zum Staat. Mein Meister, ein ausgezeichneter Tischler Mitte 30, aber im katholischen Kadavergehorsam aufgewachsen, war sehr enttäuscht darüber, daß seine Kirche ihm nicht geholfen hatte, den Wehrdienst mit der Waffe zu verweigern, obwohl er sich aus Glaubensgründen dafür entschieden hatte. Sein Priester hätte das abgebügelt mit dem Satz: „Gib Gott, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Er beneidete in dieser Hinsicht die Protestanten um ihre klare Haltung und fand auch meine Aktivitäten völlig in Ordnung.

Wir waren als katholische Werkstatt bestens ausgerüstet mit den modernsten

Groß- und Kleinmaschinen aus der BRD – Maschinen, von denen ich vorher gar nicht wußte, daß es sie gab, zum Beispiel Handfräsen von Bosch. Auch Farben, Leime und Beschläge waren „Made in West-Germany“. Bei Bedarf kamen große Tieflader aus dem Westen und luden Holz ab, von dem jeder DDR-Tischler nur träumen konnte, schwedische Kiefer ohne jeden Ast, kanadische Zeder, Edelholz-Furniere etc. Und die wurden von uns nicht nur in katholischen Pfarrämtern und Kirchen verbaut, sondern fanden auch Verwendung als Wandverkleidungen und Innenausbauten für die Eigenheime von SED-Funktionären. So gut waren die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und dem Staat! Deshalb war es nicht verwunderlich, dass ich irgendwann zum Leiter der Domwerkstätten gerufen wurde, wo ich eine Verwarnung erhielt: „Herr Weinreich, wir haben einen Hinweis von den Staatsorganen erhalten, über das, was Sie da in der Freizeit in der „Offenen Arbeit“ so treiben. Damit Sie klar sehen: Wir sind hier kein Treibhaus für linksradikale Anarchisten! Sie belasten unser Verhältnis zum Staat!“

Zu dem Zeitpunkt hatte ich aber schon erkannt, daß ich in den Domwerkstätten meinem Ziel als Holzrestaurator nicht näher kommen würde. Deshalb bereitete ich die nächste Station meiner Wanderschaft vor.

Doch vorher gab es noch eine andere Zäsur: Meine damalige Freundin hatte mich verlassen. Es war nicht das erste Mal, daß mir so etwas passierte, aber es hatte mich diesmal wirklich mitgenommen. Von Freunden hatte ich erfahren, daß es eine wirklich gute Psychotherapie gäbe, in Halle, in einem kirchlichen Krankenhaus, bei einem Dr. Maaz, der mit westlichen humanistischen Methoden arbeite. Und da ich mich immer noch sehr für Psychologie interessierte, aber ein Studium in weiter Ferne lag, dachte ich, daß es eine gute Möglichkeit sei, Psychologie mal praktisch zu erfahren. Weil ich die Aufnahmeärztin überzeugen konnte, daß mein Leidensdruck aktuell

wirklich sehr groß sei, bekam ich auch schnell einen Platz und durfte 10 Wochen auf Krankenkassenkosten über mein Leben reflektieren. Dabei wurde mir u.a. klar, wieviel neurotische Anteile in meiner politischen Arbeit steckte: Mit Mutter Kirche gegen Vater Staat. Das machte mein Engagement nicht falsch, veränderte aber die Motivation und Wichtigkeit meiner Handlungen enorm.

### Am Ende der Welt

Ein alter Freund und Arbeitskollege aus der Denkmalspflege Magdeburg hatte mir den Tip gegeben, daß bei Dessau, im Schloß Mosigkau eine große Restaurierungswerkstatt aufgebaut werden sollte, für die beiden Bezirke Magdeburg und Halle (heute Sachsen-Anhalt). Und weil Mosigkau ein Dorf am Ende der Welt war, mußte man schon etwas bieten, z.B. indem man den Bewerbern eine Weiterbildung zum Restaurator in Aussicht stellte. Außerdem hatte man in das zum Schloß gehörige Gutshaus ein Wohnheim für die ledigen Mitarbeiter eingebaut, so daß sich auch die Arbeit-Wohnungs-Zwickmühle nicht stellte. Das klang gut. Weil ich leere Versprechungen gewohnt war, war ich clever genug, mir das Versprechen zur Weiterbildung schriftlich geben zu lassen. Meine inzwischen legale Wohnung in Erfurt behielt ich vorerst, um im Notfall flüchten zu können.

Ich saß da nun auf dem Dorf und durfte jetzt (vorerst unter Anleitung) wirklich Barockmöbel restaurieren. Das war etwas Neues und ich fühlte mich nicht mehr unterfordert. Wir waren (bis auf eine Ausnahme) eine gute Truppe in der Holzwerkstatt. Die „Ausnahme“ hatte die Weiterbildung zum Holzrestaurator schon begonnen. Er war so täppisch, daß allen klar war, daß er unser Werkstatts-Spitzel ist und sich damit seinen Studienplatz erkaufte hatte. Als solcher hatte er auch eine legale Wohnung in der Stadt, so daß er nicht mit in unserer „betrieblich installierte WG“ lebte, in der 6 Leute, die alle Anfang 20 waren, ihren Spaß miteinander hatten. Um der kulturellen Öde der Gegend zu entfliehen, begannen wir gemeinsam im Kirchenchor zu

singen. An politisches Engagement war auf diesem Dorf nicht zu denken – es gab niemanden, den das interessiert hätte – zumindest kannte ich keinen. Außerdem hatte ich mir nach der Psychotherapie erst einmal etwas Pause verordnet.

Eines Tages kamen zwei Männer in die Werkstatt und gingen zum Meister. Ich ahnte böses, obwohl ich ungefähr ein halbes Jahr ziemlich unauffällig gewesen war. Sie kamen dann auch zu mir, zückten ihre Ausweise und ließen den in Erfurt oft gehörten Standardsatz erklingen: „Ministerium für Staatssicherheit, kommen Sie bitte mit, zwecks Klärung eines Sachverhalts“. In mir ratterte es, was wohl der Anlass sein könnte. Sie begleiteten mich über den Hof zu unserer WG, wo ich mich umziehen sollte und ich wurde etwas panisch in dem Gedanken, was sie in meinem Zimmer – das durch meinen zen-buddhistischem Minimalismus sehr übersichtlich war – finden könnte. Schon auf der Treppe zog ich mir den Arbeitskittel aus und warf ihn mit dem Öffnen der Tür auf meine aktuelle Lektüre, die neben der Matraze auf dem Fußboden lag: „Die Alternative“ von Rudolf Bahro. Ich hatte gut gezielt, das Buch war verdeckt. Uff! Während ich mich umzog, schauten sich die Herren im Zimmer um. Ich sendete 7 Stoßgebete zum Himmel, daß sie bitte nicht den Arbeitskittel anheben und auch nicht das Tonbandgerät anstellen würden – da lag das „Köln-Konzert“ von Biermann drauf. Der Himmel erhörte mich: Die Herren beließen es beim Schauen.

Nachdem ich mich umgezogen hatte, ging es mit ihrem Dienst-Shiguli die 12 km nach Dessau-Stadt: Der Fahrer vorn, der andere neben mir, die Türen von innen nicht zu öffnen. Sie hatten mir immer noch nicht gesagt, weshalb sie mich verhören wollten, doch anders als früher machte ich nicht einen auf cool oder naiv, sondern begann von meiner Angst zu reden. Das hatte ich in der Psychotherapie gelernt und es begann sie zu irritieren. Gespielte Coolness oder Unwissenheit waren sie gewohnt, nicht aber authentischen Gefühlsausdruck.

Wir kamen durch Dessau-Alten. Vor uns auf dem Fußweg lief eine Frau im

kurzen Rock, mit der idealen Vasenfigur. Der Fahrer drehte sich um und schmalzte mit der Zunge. Mein Kommentar: „Was für ein toller Arsch!“. Irritierte Blicke von den beiden. „Aber das haben Sie doch auch gerade gedacht!“. Die beiden wurden rot – es ließ sich nicht abstreiten. Wir fingen an, über Moral zu diskutieren, was die beiden weiter verwirrten. Als wir in die Staasi-Zentrale Dessau eintrafen, entfuhr es mir: „Oh, ein Paternoster! So etwas kenne ich nur aus französischen Filmen! Steht man da wirklich auf dem Kopf, wenn man in die Gegenrichtung fährt???“ – „Nein, natürlich nicht!“ – „Das müssen Sie beweisen!“. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon wieder so viel Selbstsicherheit, wie sie Unsicherheit. Und so fuhren wir erst einmal durch den Keller und über den Boden. Beim Verhör stellte sich dann heraus, daß von christlichen Friedensinitiativen ein stilles Gedenken an der

Ruine der Frauenkirche in Dresden geplant war und man mir als „unsicherem Element“ verbot, am Wochenende die Stadt Dessau zu verlassen. Statt dessen mußte ich mich täglich persönlich melden. Mir fiel ein Stein vom Herzen: Wenn's weiter nichts ist! Mir war absolut klar, daß ich dem Knast vor einer Stunde verdammt nahe gewesen war und daß mich da kein Bischof hätte retten können.

Der Direktor der Staatlichen Museen Schloß Mosigkau war zwar groß darin, Versprechen zu machen. Versprechen zu halten war nicht so seine Sache. Da das Fachschulfernstudium Restaurierung am Museum für Deutsche Geschichte in Berlin eine innerbetriebliche Weiterbildungseinrichtung der Museen und Gedenkstätten der DDR war und als solche dem Ministerium für Kultur unterstand, konnte man sich da nicht einfach frei bewerben, sondern brauchte ein Museum, das einen delegierte. Ich hatte es schwarz auf weiß, daß ich für die Weiterbildung als Restaurator vorgesehen war, so daß mir der Direktor die Bewerbung nicht verwehren konnte. Allerdings hatte er nicht damit gerechnet, daß ich auch angenommen würde. Als ich gegen alle Erwartung meine Zulassung bekam, machte er gleich klar, daß Mosigkau

mein Studium nicht weiter unterstützen würde – also keine Freistellungen und was es noch für ein Fachschulfernstudium bedarf. Immerhin gab es in der Holzwerkstatt schon eine Person, die dieses Studium machte. Diese Weigerung sollte sich als einer der größten Glücksgriffe in meinem Leben herausstellen: Ich ging mit der Zulassung in der Tasche bei verschiedenen Museen Klinken putzen, ob nicht eines die Delegation übernehmen wolle.

### Die Entdeckung meiner Wahlheimat

Nach längerer Suche hatte ich 1984 mit dem Museum des Kunsthandwerks im Grassi-Museum zu Leipzig endlich eine Arbeitsstelle gefunden, die mich tatsächlich zur Weiterbildung zum Möbelrestaurator delegieren wollte. Ich kannte Leipzig bisher nur vom Durchfahren beim Trampen und hatte keine gute Meinung von dieser Stadt. Dass ich sie einmal lieben würde – viel mehr als Magdeburg oder Erfurt – war nicht zu ahnen.

Erst mit der Zeit wurde mir klar, dass es außer Berlin keine andere Stadt der DDR an geistiger Offenheit mit Leipzig aufnehmen konnte. Nur dass Leipzig wesentlich entspannter war. Es ist halt das „bessere Berlin“, wie „Der Spiegel“ – ein ehemals wichtiges Nachrichtenmagazin – viele Jahre später titeln würde.

Schon der erste Arbeitstag im Museum sollte meine Vorurteile ins Wanken bringen. Die Direktorin, Frau Dr. Grzesiak, eine recht eigenwillige, aber sehr gerade und weltoffene Frau, brachte mich in meine zukünftige Werkstatt, die ich vorerst mit zwei Kollegen teilte. Einer nannte sich Swami Samartha, lief in roten Klamotten rum und hatte eine Holzperlenkette mit dem Bild eines indischen Gurus um den Hals. So etwas war mir noch gar nicht begegnet. Eigentlich wollte er Restaurator für Glas und Keramik werden, hatte es dann aber doch vorgezogen, einen Ausreiseantrag zu stellen, um seinem Meister nach Oregon zu folgen. Wir unterhielten uns über Spiritualität und Psychologie und meine verzweifelten Versuche, beides zusammenzubringen. Selbst in „Zen-Buddhismus und Psychoanalyse“ von Erich



Fromm und Daisetz Teitaro Suzuki gab es nur eine friedliche Koexistenz. Samartha brachte mir am nächsten Tag das Buch „Sprengt den Fels der Unbewusstheit“ von Bhagwan Shree Rajneesh (der sich später Osho nennen sollte) mit, und plötzlich war es ganz einfach. Als ob beides schon immer zusammengehört hätte, wie zwei Schuhe eines Paares. Samartha machte mich gleich noch mit der spirituellen Szene Leipzigs bekannt, so dass ich in kürzester Zeit wieder ein soziales Netz hatte. Irgendwann bekam er seine Ausreise genehmigt und ließ mich infiziert zurück.

Der ganze Museumskomplex, zu dem ja auch noch ein Völkerkundemuseum und ein Musikinstrumentenmuseum gehörten, war ein Universum für sich, voll mit Originalen und Querdenkern, die eigentlich nicht in die enge DDR passten. Neben den Kirchen waren kulturelle Einrichtungen wie Museen und Theater die bevorzugten Nischen der Intellektuellen und Dissidenten. Ich fand schnell Anschluss an diese Kreise, über die ich nach ein paar Wochen auch meine erste Schwarzwohnung bekam. Einige Monate später hatte ich mir im Museum meine eigene Werkstatt eingerichtet, mit einem sehr schönen chinesischen Buddha aus dem Magazin auf dem Schreibtisch und eigenem Diensttelefon – ein echter Luxus in der DDR. Die gleitende Arbeitszeit war für einen Nachtmenschen wie mich ein riesiges Geschenk und ich genoss es, bei guter Musik manchmal bis früh um 4 Uhr vor mich hinzuwerkeln. Einmal im Monat fuhr ich für ein paar Tage nach Berlin zum Studieren. In meiner Abschlussarbeit konnte ich erklären, wieso die Bienenwachspolituren früherer Jahrhunderte nicht klebten (im Gegensatz zu den aktuellen) und durfte mich danach „Restaurator für Kulturgut aus Holz“ nennen. Restaurator war für mich damals genau die richtige Nische. Ich witzelte gerne: Zu faul zum Arbeiten, zu untalentierte als Künstler und zu dumm für die Wissenschaft – aber von allem ein bisschen. Das Leben hätte hundert Jahre so weitergehen können.

Das orange Abenteuer

Meine Freizeit verbrachte ich hauptsächlich in der spirituellen Szene Leipzigs. Diese war sehr vielfältig: Sai Baba-Anhänger, Christian Science, tibetische Buddhisten, Zen-Buddhisten, SUBUD, Krishna-Jünger und natürlich Sannyasins (die Bhagwan-Anhänger), die die größte Gruppe stellten. Da Spiritualität Mangelware war, wurde kooperiert, anstatt zu konkurrieren: Wenn eine spirituelle Gruppe einen guten Referenten, Seminarleiter oder Meditationslehrer zu Besuch hatte, wurden alle anderen eingeladen.

Obwohl ich begonnen hatte, regelmäßig zu meditieren, wurde ich vorerst kein Sannyasin: die Rajneesh Times las sich wie das ND („Neues Deutschland“ – Tageszeitung der SED) und auch die Infos aus Rajneeshpuram, der Großkommune in Oregon, erinnerten eher an eine Form von Feudalismus. Also ungefähr wie DDR, nur mit anderem Vokabular. Deshalb orientierten wir uns lieber am Hippief Feeling des ersten Bhagwan-Ashrams in Poona. Wir richteten uns eine eigene Wohnung in einem Abrißhaus in der Ferlstraße ein, die wir renovierten, aber vor allem auch mit Matratzen als Schallschutz in den Fenstern zur Straße abdichteten, damit wir ungestört die „Dynamische Meditation“ zelebrieren konnten. Außerdem fanden dort auch alle anderen Osho-Meditationen und Selbsterfahrungsgruppen statt, wir machten Sitzungen in holotropen Atmen, musizierten (wir hatten einen Schlagzeuger dabei) und feierten. Es ging also oft ziemlich laut her. Da ich sprachlich einigermaßen gewandt war, Gruppen leiten und mit psychischen Extremsituationen gut umgehen konnte und außerdem auf Arbeit ein Telefon zur Verfügung hatte, rutschte ich ziemlich schnell in die Rolle eines Koordinators bzw. Gruppenleiters. Um nicht nur im eigenen Saft zu schwimmen, deklarierten wir interessierte westeuropäische (Sannyas-)Therapeuten, Meditationsleiter oder Ausbilder als „Verwandtschaft dritten Grades“ und verschafften ihnen damit eine Einreisegenehmigung in die DDR, damit sie bei uns Workshops oder Seminare leiteten. Noch einfacher war es mit einem Tagesvisum von Westberlin nach Ostberlin. Die Berliner Freunde organisierten einen kirchlichen Seminarraum – meist den Punkerkeller der Erlö-

serkirche – und einer holte den Seminarleiter vom Grenzübergang ab. Auf diese Weise erhielten wir die verschiedenen Reiki-Grade, Ausbildungen in Shiatsu und anderen alternativen Heilmethoden und bekamen das gesamte Spektrum der humanistischen Therapie serviert. Selbst hochkarätige Leute wie Veeresh von der „Humaniversity“, Asanga (Oshos Meditationsleiter), der „Jazzpapst“ Joachim Ernst Behrendt oder der Sekretär des Dalai Lamas verirrten sich zu uns. Uns Sannyasins aus Magdeburg, Erfurt und Leipzig kostete es eine billige Fahrt mit der Reichsbahn, den Therapeuten schenkten wir als Dank feine Teeservices, Schallplatten oder Bildbände. Wir aßen gemeinsam das Mitgebrachte und schliefen im Seminarraum oder bei den Berlinern Freunden – und hatten ziemlich viel Spaß in unserer spirituellen Blase. Uns war klar, daß Freiheit im eigenen Bewußtsein beginnt. „Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient!“ war unsere (aus heutiger Sicht vielleicht etwas arrogante) Meinung über den ostdeutschen Normal-Michel. Wenn man bereit war, den Preis zu zahlen – zum Beispiel auf eine Karriere zu verzichten – konnte man ganz schön viel Freiheit innerhalb der engen DDR-Realität haben .....

Da die evangelische Kirche jedem Raum gab, der nicht ganz auf Linie des Staates war, war es auch kein Problem, Rüstzeitenheime auf dem Land für Meditations-Marathons oder das hochmoderne Gemeindezentrum in Magdeburg Nord für kleine spirituelle Festivals zu mieten, wo sich dann die Vertreter der verschiedenen spirituellen Richtungen trafen: Die Krishna-Jünger kochten (weil niemand so gut kochen kann wie sie), die Buddhisten leiteten die stillen Meditationen und die Sannyasins brachten Leichtigkeit, Erotik und Freude ein. Mit der Wende, als die protestantische Kirche zur Staatsreligion mutierte, war es mit ihrer Solidarität ganz schnell vorbei.

Die Sannyas-Szene in Leipzig wuchs weiter – inzwischen waren es an die 50 Personen, von denen aber immer auch einige Ausreiseanträge zu laufen hatten und irgendwann weg waren. Jeder Neusannyasin erhielt bei seiner Initiation „Das orangene Buch“ von Osho, daß ich (neben anderen Osho-Bü-

chern) im Fotolabor des Museums in mühevoller Handarbeit als Fotokopie vervielfältigte. Neusannyasins wurden außerdem gebeten, ihre Adresse für unsere Kontaktpersonen in der BRD zur Verfügung zu stellen, damit diese uns aktuelle Bücher und Zeitschriften, z.B. die „Connection“ schicken konnten. Das ging immer eine Weile gut, dann versiegte der Poststrom wieder, weil der Zoll es mitbekommen hatte und die Sendungen aus dem Westen beschlagnahmte. Wenn dann ein neuer Swami oder eine neue Ma initiiert wurde, ging das Spiel von vorne los. Nach der Wende erfuhren wir, daß 2 Mitarbeiter in der „Runden Ecke“ – dem Leipziger Zentrum der Staasi – nur damit beschäftigt gewesen waren, die Sannyas-Szene zu beobachten und die nicht zugestellte Post zu horten.

Einer unserer Sannyasins arbeitete in einer Gärtnerei, wo er nebenbei ein paar Hanfpflanzen züchtete. Das Gras hatte eine sehr klare, bewußtseinsweiternde Wirkung, fast wie LSD (das ich erst nach der Wende kennenlernen sollte). Wir nahmen es recht selten und immer in einem rituellen Kontext, zur Erforschung des eigenen Bewußtseins und zur Verstärkung meditativer Erfahrungen. Zum Beispiel lief ich mal immer das gleiche Stück Stadt und Park mit meinem Walkman ab um zu erkunden, wie verschiedene Musik die Wahrnehmung des immer gleichen Weges veränderte. Ab dem Zeitpunkt wußte ich dann auch, wenn ich mal in die Moritzbastei oder in den Club der Hochschule für Grafik und Buchkunst zum Tanzen ging, das dort nicht nur Tabak geraucht wurde – man konnte es einfach riechen. Auch psychedelische Erfahrungen waren also schon in der DDR möglich – wie eigentlich fast alles andere auch: Prostitution, Sekten, Hausbesetzungen. Die Involvierten hielten nur den Ball etwas flacher.

1985 brach die Bhagwan-Kommune in Orgeon mitsamt ihrer autoritären „Rajneeshismus-Ideologie“ zusammen. Es bestätigte uns darin, daß es richtig gewesen war, auf Abstand zu bleiben. Für mich war damit der Zeitpunkt gekommen, selbst Sannyas zu nehmen und auch unser kleines Zentrum als erstes ostdeutsches OMC (Osho Meditation Centre) anzumelden. Ich gab

den Brief einem befreundeten Therapeuten mit nach Westberlin, er warf ihn dort in den Briefkasten – ein paar Wochen später kam die Antwort direkt an meine Adresse. Ich hieß jetzt Swami Prem Dhan und lief in der Folge auch eine Weile in roter Kleidung und mit Mala (der Holzperlenkette mit dem Bild des Gurus) herum – im weltoffenen Leipzig kein Problem, auch nicht beim Studium in Berlin. Ausweiskontrollen durch die Polizei auf offener Straße oder Verhöre durch das MfS kannte ich seit Dessau nicht mehr. Lediglich meine gelegentlichen Anträge auf ein Urlaubs-Visa für die sozialistischen Bruderländer wurden grundsätzlich abgelehnt, vermutlich aus alter Gewohnheit. Man ging bei der Staasi wohl davon aus, daß die spirituellen Spinner in Rot zwar keine Unterstützung – aber auch keine wirkliche Bedrohung für den Sozialismus seien. Auch andere Sannyasins konnten nicht von Schikanen berichten, solange sie keinen Ausreiseantrag hatten. Das einzige Mal, daß es richtig Streß gab, war am Vorabend des 40. Jahrestages – also schon 1989, als es sowieso überall kochte. 7 Polizisten mit Gummiknüppel stürmten während unserer Nachmittags-Meditation in das Zentrum, stellten uns alle mit erhobenen Armen an die Wand, nahmen die Personalien auf und schlugen mit ihren Knüppeln danach die gesamte Wohnung kurz und klein. Keine weiteren Folgen. Vermutlich eine präventive Kurzschlußreaktion in Anbetracht der angespannten Lage. Wir richteten daraufhin das Atelier einer Freundin als neues Zentrum her und alles lief so weiter wie vorher.

### Kinder? Nicht noch mehr!

Seit meiner Jugend – also so mit 17-18 wußte ich, daß ich in diesem Leben keine Kinder haben würde. Es war eine innere Gewissheit, die ich schon damals mit dem Zustand der Welt begründete. Immerhin thematisierte der Club of Rom schon in den 70er Jahren, daß die Welt sich in rasenden Schritten der Überbevölkerung näherte, worüber wir in der Studentengemeinde heftig diskutierten. Und die West-Medien schürten die Angst, daß

im Jahr 2000 jeder zweite Mensch auf der Erde ein Chinese sein würde. Letzteres hat sich aufgrund der chinesischen Ein-Kind-Politik nicht bewahrt. Doch die Menschheit wächst ungebremst weiter. Während aber krampfhaft nach technologischen Lösungen für die ökologische Krise gesucht wird, steht eine Reduzierung der Menschheit durch freiwillige Geburtenreduzierung seltsamerweise nicht zur Diskussion. Statt dessen hat vor ein paar Jahren die Bundesregierung überlegt, zeugungsunwillige Menschen mit Anreizen oder Strafen zu belegen. Absurd!

Wie dem auch sei – für mich war sehr früh klar: keine eigenen Kinder. Inzwischen auch deshalb, weil ich erlebt hatte, wie Menschen dem Staat gegenüber plötzlich zu Opportunisten wurden, wenn sie Eltern wurden. Ich wollte nicht erpressbar sein. Statt dessen lieber eine Rolle als Stiefvater oder die Adoption von Kindern, die keine Eltern mehr haben. Ich mag Kinder. Ich habe über Jahre mit Frauen zusammengelebt, die schon Kinder hatten und hatte immer ein sehr gutes Verhältnis zu diesen. Wenn wir Erwachsenen uns trennten, waren es die Kinder, die heftig protestierten. Offensichtlich scheine ich als Ersatzvater nicht so schlecht gewesen zu sein.

Jedenfalls dachte ich seit Anfang 20 über eine Sterilisierung nach, um dieses Thema einfach abhaken zu können und die Frauen vom Schwergewicht der Verhütung zu entlasten. Immerhin haben sie die größeren Probleme – egal, ob sie das Kind austragen oder abtreiben. Ich wußte inzwischen, daß in der DDR eine freiwillige Sterilisierung nicht so einfach möglich sei. Man mußte entweder mindestens 4 Kinder oder eine nachgewiesene Erbkrankheit haben. Mitte der 80er lebte ich mit einer Frau zusammen, die schon zwei Kinder hatte und kein weiteres wollte. Das war der Ausschlag, der Urologie am Uni-Klinikum Leipzig mehrmals die Türen einzurennen, um mich sterilisieren zu lassen. Endlose Diskussionen, aber es führte kein Weg hinein, die Gesetze waren dagegen. Wenn ich die Frau von der Pille verschonen wolle, könne ich ja auf klassischem Wege verhüten und ein Schwangerschaftsabbruch nach einem „Verkehrsunfall“ wäre auch völlig

problemlos.

Als die Mauer geöffnet wurde, strömte jeder, der konnte, erst einmal in den Westen. Ich war die ersten Monate ziemlich desinteressiert. Was soll ich dort? Bis mir jemand steckte, daß es in Westberlin einen Sannyas-Urologen gäbe, bei dem man sich unkompliziert sterilisieren lassen könne. Das war ein schlagendes Argument: Ich nahm Kontakt auf und fuhr im Februar 1990 zum ersten Mal nach Westberlin, holte mir meine 100,-DM Begrüßungsgeld ab und brachte sie zu dem Arzt. Nach einer Stunde war alles erledigt. Mit großer Zufriedenheit ließ ich mir eine Woche später in der Urologie des Uniklinikums Leipzig vom gleichen Arzt, mit dem ich ein paar Jahre früher diskutiert hatte, eine Bescheinigung ausstellen, daß ich von nun an zeugungsunfähig sei. Ich habe es bis heute nicht bereut.

### Die Wendezeit

Die achtziger Jahre näherten sich dem Ende, die Stimmung wurde gedrückter und aggressiver, immer mehr Menschen verließen die DDR, Mitarbeiter aus dem Museum kamen von Dienstreisen nicht zurück. Alle spürten, dass sich etwas zusammenbraut. Ein Freund knallte Ende '88 den Slogan „Vorwärts zum letzten Jahrestag!“ in die Runde. Das klang so gut, dass es unser ironischer Abschiedsgruß wurde. Statt „Tschüss“ oder „Ciao“ hieß es nur noch „Vorwärts zum letzten Jahrestag!“. Es war wie eine Vorahnung.

Die erste richtige Eruption gab es am 10. Juni 1989, zum nicht angemeldeten Straßenmusikfestival. Ich hörte gerade einem Saxophonspieler auf der Thomaswiese in der Innenstadt zu, als die Polizei kam und wahllos Leute festnahm. Zuhörer und Musiker flüchteten in alle Richtungen – ich mit ein paar Freunden in das „Messehaus am Markt“. Später ging die Musik weiter, wir gingen wieder auf die Wiese, dann kam der zweite Angriff der Polizei. Dieses Mal schob es mich mit in den Kessel auf den Thomaskirchhof – glücklicherweise ohne verhaftet zu werden.

Seit diesem Tag kam die Stadt eigentlich nicht wieder zur Ruhe, sondern

schaukelte sich von Woche zu Woche immer mehr auf, der „Wende“ entgegen. Die von Pfarrer Christoph Wonneberger in der Nikolaikirche organisierten Friedensgebete wandelten sich von einer pazifistischen Andacht zu einer Plattform für Ausreisewillige. (Hier zeigt sich die Interpretationsmacht des bundesdeutschen Journalismus in perfekter Weise: Als Kopf der Friedensgebete wurde damals in der Westpresse immer wieder der Hauptpfarrer der Nikolaikirche, Christian Führer genannt, was einfach nicht der Wahrheit entspricht. Es hat sich aber in die öffentliche Meinung eingebrannt.) Vor der Kirche standen währenddessen diejenigen, die lieber die DDR verändern wollten. Die Seitenstraßen um den Nikolaikirchhof wurden von Polizisten abgesperrt. Wenn die Ausreise-Willigen nach der Andacht aus der Kirche kamen, riefen sie: „Wir wollen raus!“ Wir auf dem Kirchhof brüllten dagegen: „Wir bleiben hier!“

Das ging dann eine Weile hin und her. Jede Woche das gleiche Ritual, bei steigender emotionaler Temperatur. Irgendwann wurde der Nikolaikirchhof zu klein, die Menschen wichen auf den Augustusplatz aus, die Montagsdemos begannen und wurden immer größer. Da der Museumskomplex in Sichtweite des Augustusplatzes liegt und bei der oben beschriebenen Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft war es kein Wunder, dass ein großer Teil der Museumsbelegschaft von Anfang an dabei war. In meinem Museum ging die Front von bürgerlich-konservativ über christlich-humanistisch bis zu spirituell-Bierman-rot: Tobias Hollitzer hielt Reden, Johannes Beileites machte die Fotos, ich entwickelte sie nachts und brachte Abzüge nach Magdeburg zum Bischof. Nach der Wende sollten sich die Wege wieder trennen.

Wohnungsmäßig hatte sich meine Situation sukzessive verschärft. Mein Haus war ein stehengebliebenes Hinterhaus in der Berliner Straße, schon bei meinem Einzug ziemlich runtergekommen. Legale Bewohner gab es nicht mehr, weshalb die KWV (Kommunale Wohnungsverwaltung) Leipzig



auch kein Geld mehr in das Haus steckte. Natürlich überwiesen wir per Dauerauftrag regelmäßig unsere Miete (19,90 Mark) sowie die Kosten für Strom und Wasser. Die beiden Parterre-Wohnungen waren nass und unbewohnbar. Im Winter nagelte ich immer Frühbeetfolie vor meine Fenster, um meinen Wohnraum mit diesem Doppelfenstereffekt etwas zu isolieren. Glücklicherweise war der Kachelofen noch in Ordnung. Einen Herbst waren alle anderen Mitbewohner ausgezogen, so daß ich den Winter allein in dem Haus verbrachte. Damit es bewohnt aussah, ließ ich das Licht brennen und das Radio laufen. So versuchte ich mich vor einem Einbruch zu schützen und hatte auch Glück. Doch es war offensichtlich, daß das Haus fast leer war, so daß ich mich nicht wunderte, als Teile des Treppengeländers und die Wasserrohre aus Blei geklaut wurden, vermutlich um in anderen Häusern Lücken zu stopfen. Um das Haus nicht zu fluten blieb mir nur übrig, das Wasser ganz abzustellen. Die KWV lehnte jede Reparatur ab – das Haus stehe auf der Abrißliste. Ich hätte es sogar bezahlt, hatte aber keinen Zugang zu Bleirohren, außer sie selbst zu klauen! Also begann ich, mir das Wasser im Eimer vom Nachbarhaus zu holen. Glücklicherweise brauchte ich nicht viel, weil ich im Museum duschen konnte.

Im Frühjahr 1989 zog ein junger Musiker auf meiner Etage ein, so daß wir wieder zu zweit waren. Der Herbst kam näher und ich bekam Angst vor dem nächsten Winter. Doch nahmen auch die Demos und Unruhen zu. Wir fanden, daß es ein guter Zeitpunkt wäre, sich eine neue Schwarzwohnung zu suchen und zogen in ein einst nobles, aber inzwischen heruntergekommenes Gründerzeithaus in der Gellertstraße ein: 160m<sup>2</sup> Wohnfläche, der Flur so groß, daß wir eine Tischtennisplatte aufstellen konnten und Kastenfenster mit doppelter Verglasung. Bei 750 Ostmark Gehalt war es kein Problem, die Hälfte von 59,90 als Miete zu zahlen.

Da ich auf die KWV durch ihre Sturheit, die Wasserleitung zu reparieren, richtig wütend war, kam ich auf die Idee, die Gunst der Stunde zu nutzen und das Thema etwas öffentlicher zu machen: Im Fotolabor des Museums

stellte ich ein paar Flugblätter her: „Wohnen ist Menschenrecht“, darunter ein paar Thesen, was man besser machen könnte und klebte sie an mehreren großen Leipziger Kreuzungen an die Laternenpfähle. Bei der nächsten Montagsdemo freute ich mich dann still an einigen neuen Transparenten und Sprechchören. Offensichtlich waren die Flugblätter gelesen worden ...

Mein damaliger Mitbewohner war gut befreundet mit Jan Peter, dem späteren Chefredakteur der DAZ („Die andere Zeitung“ – Untergrundpresse in Leipzig), der uns ein paar Tage nach der Gründung des „Neuen Forums“ einlud, diesem beizutreten. Wir unterschrieben sofort den „Aufbruch ´89“. Er drückte ziemlich genau das aus, wo wir hinwollten: Ein Umbau der DDR in einen Sozialismus, der den Namen auch verdient. Kurz darauf landete auch „Der vormundschaftliche Staat“ von Rolf Henrich bei uns – ein Buch, das sehr gut den Hintergrund der aktuellen Krise beschrieb. Überall in der Stadt begannen sich Gruppen zu organisieren, die sich mit bestimmten Themen auseinandersetzten um auszuloten, was man besser machen könne. Ich trat der Basisgruppe „Alternative Pädagogik“ bei und organisierte eine eigene Gruppe „Neues Bewusstsein“, die sich sehr stark an den sozialpsychologischen Ideen von Erich Fromm orientierte. Mit der „Wiedervereinigung“ traf sie das gleiche Schicksal, wie viele andere Initiativen – sie schief aufgrund mangelnder Umsetzungsmöglichkeiten ein.

Anfang November ging ich zusammen mit der Museumsleiterin ins Möbelmagazin. Giscard d'Estaing, der (damals schon) ehemalige französische Präsident sollte kommen, um im Gewandhaus mit Vertretern der DDR-Regierung das erste Joint Venture zwischen der Wirtschaft beider Länder zu unterzeichnen. Dafür brauchte es ein repräsentatives Möbelstück. Wir fanden einen sehr schönen Barocktisch und ich machte mich an die Arbeit, ihn etwas aufzupolieren.

Draußen überschlugen sich die Ereignisse: Die Grenze wurde geöffnet! Die

Menschen strömten in den Westen! Helmut Kohl sprach in den Medien von einer möglichen Wiedervereinigung! Am nächsten Montag, Mitte November, waren ganz andere Menschen auf der Straße, andere Transparente, DDR-Fahnen mit einem Loch in der Mitte. Statt „Wir sind das Volk!“ wurde „Wir sind ein Volk!“ und „Deutschland einig Vaterland!“ skandiert. Dazu noch „Keine sozialistischen Experimente!“ Am Straßenrand Stände der CDU (West), die das ganze generalstabsmäßig mit Hilfe der Medien organisiert hatte und wo man die Slogans als Aufkleber geschenkt bekam, zusammen mit einem Freixemplar der BILD-Zeitung. Auch Schönhubers Republikaner (REPs) witterten ihre Chance und hatten Stände mit nationalistischem „Infomaterial“ aufgebaut. Überall wuselten „Wessis“ herum – die bei uns „Zonies“ zu dieser Zeit noch „Bundies“ hießen – und verteilten Flugblätter. Meine Freunde und ich schauten uns an, fassungslos: Das war’s!

Die Hoffnung auf etwas wirklich Neues, auf eine gerechte, soziale und freie Zivilgesellschaft, auf einen dritten Weg, war dahin. Wir machten uns keine Illusionen. Unser Land war einfach gehijackt worden. Später würde in den Geschichtsbüchern stehen, dass das Volk es so gewollt hätte .....

Zwei Tage später kam die Museumschefin in meiner Werkstatt vorbei und sagte mir, dass ich den Tisch zurück ins Magazin bringen solle. D’Estaing würde nicht kommen und das mit den Joint Ventures hätte sich erledigt.

Ich ging noch ein paar Mal zu den Demos, aber es wurde immer peinlicher. Intelligente Redner wurden ausgebuht, konservative und nationalistische Leute nahmen verstärkt den Platz hinter dem Mikrofon ein. Mir wurde klar, dass jetzt wirklich das Volk auf der Straße war – völlig besoffen in seiner kindlichen Vorfreude auf die D-Mark, Bananen und blühende Landschaften. So ungefähr muss es gewesen sein, als die Holländer den Indianern das Riesengebiet von New York für ein paar Glasperlen abgekauft haben: Eine Kolonialisierung mit freundlichem Gesicht. In der DAZ wurde vor der kommenden De-Industrialisierung und Arbeitslosigkeit gewarnt, und dass wir Fremdlinge im eigenen Land werden könnten. Es interessierte die nach ei-

nem neuen „Papa Helmut“ rufende Masse nicht. Die Randgruppe aus Aktivist\*innen, Idealisten, Dissidenten, Ökos, Menschenrechtlern, Intellektuellen und so weiter, die kurzzeitig geglaubt hatte, sie wäre das Volk und den Prozess ins Rollen gebracht hatte, war überflüssig geworden war. Die „Revolution“ fraß ihre Kinder und mutierte zur Wende. Von der Herrschaft der Dummheit zur Herrschaft der Gier. Vom Knast ins Irrenhaus.

### Der kurze Rausch der Freiheit

Doch erst einmal gab es noch einen Vulkanausbruch, eine Explosion der Kreativität, einen kollektiven Rausch. Die DDR hatte sich im Herbst '89 de facto verabschiedet – und die BRD war gefühlt noch in weiter Ferne! In diesem Vakuum war alles möglich. Wer sich drauf einließ, geriet in eine Dauereuphorie. Wir waren ein ganzes Jahr lang wie auf Ecstasy. Jeder konnte machen, was er wollte. Und jeder tat das auch, verwirklichte all die Herzenswünsche, die vorher außerhalb seiner Reichweite lagen. Kulturelle und soziale Projekte schossen wie Pilze aus dem Boden. Clubs, Kneipen, Kinderläden, freie Schulen, WGs, Werkstätten, Medien, Festivals – wie immer auch ein Mensch seinen kreativen Selbstaussdruck zelebrieren kann. Die ganze Stadt (und vermutlich große Teile des Landes) war Woodstock – eine sich selbstorganisierende Party. Man scherte sich nicht um Regeln, Anordnungen und Gesetze, regelte aber alles freundlich, direkt und unbürokratisch. Auf den höheren Ebenen gab es die runden Tische: statt stalinistische Dogmen oder kapitalistischer Egoismus der Versuch, Probleme so zu lösen, dass alle davon profitieren. Heute könnte ich das mit Wilbers Theorie der Entwicklungsebenen beschreiben – damals war ich einfach nur verblüfft.

Für eine kurze Zeit erlebten wir einen im wahrsten Sinne des Wortes „entfesselten“ Zustand, der noch Jahre nachhallen und viele interessante und kreative Leute in die Stadt locken sollte. Wir waren das freieste Volk der Welt. Und das friedlichste und das freundlichste. Zur Polizei gehen, endlich mal wieder ein Visum für mein Lieblingsland Polen beantragen – kein Pro-

blem. Der Beamte: „Hey, tut uns leid, dass wir Sie die ganzen Jahre immer abgelehnt haben – wir hatten halt unsere Anweisungen. War nicht persönlich gemeint. Wollen Sie eine Tasse Kaffee?“ – „Ist schon okay, ich habe Sie ja auch geärgert, wo ich konnte!“ Mit Beamten albern und Kaffee trinken – wo gibt’s denn so was? Wenn das Anarchie ist – dann will ich mehr davon!

Und wenn mir heute jemand etwas von (westlicher) „Freiheit“ erzählt, aber das Jahr ’90 im Osten nicht erlebt hat, denke ich immer nur: Du hast vermutlich keine Ahnung, was Freiheit ist! Höchstwahrscheinlich verwechselst Du gerade einen etwas größeren Laufstall oder Deine finanzielle Unabhängigkeit mit einem Bewusstseinszustand, den Du Dir gar nicht vorstellen kannst.

Und egal, was davor war und was danach gekommen ist – für dieses eine Jahr in wirklicher Freiheit hat sich mein Leben gelohnt. Die Erfahrung, wie Menschen absolut entspannt, freundlich und kooperativ über lange Zeit miteinander umgehen können, ist eines der größten Geschenke, die ich in meinem Leben erhalten habe. So hatte ich mir immer Sozialismus vorgestellt. Schade, dass so ein Zustand hauptsächlich gute Laune, aber kaum Rendite abwirft.

Dann kam der Herbst 1990, wir wurden zu BRD-Bürgern erklärt, und ein neuer Betondeckel begann sich langsam wieder über das Land zu senken. Im Hintergrund hatten westliche „Investoren“ schon während des Freiheits- taumels ihre Claims abgesteckt. „Bei Euch liegt das Geld auf der Straße – Ihr seht es einfach nicht!“ sagte mir ein zugereister Immobilienmakler. Den Rest hat dann die Treuhandanstalt verscherbelt.

Inzwischen gehört Leipzig zum größten Teil irgendwelchen Holdings, die Freiräume werden immer mehr beschnitten und die Gentrifizierung schreitet munter voran. An allen wichtigen Schaltstellen sitzen inzwischen Wessis und kommandieren das ostdeutsche Fußvolk (die Russen waren da viel un- auffälliger, zurückgezogen in ihren Kasernen). Das „Neue Forum“ ist in der

Bedeutungslosigkeit verschwunden. Die Sieger übernahmen die Deutung der Ereignisse und legten den Kanon für das jährliche Erinnerungsritual fest: Romantische Lichter statt politischer Forderungen. Ich war noch nie beim Leipziger Lichterfest. Da ich das Original kenne, habe ich bis heute kein Interesse an einer schlechten Kopie.

### Mein persönliches Freiheitsprojekt

Osho war im Januar 1990 gestorben, so daß mein Wunsch, ganz schnell nach Indien zu gehen, keine lange Halbwertszeit hatte. Ein Grab zu besuchen fand ich nicht wirklich interessant.

Meine Klavierlehrerin war immer der Meinung gewesen, daß ich in Rhythmus besser sei, als in Melodie. Die Unterbrechung der Armeezeit war das „Aus“ für Klavier und Geige gewesen. Aber in Leipzig hatte ich auf unseren Sannyas-Parties begonnen, zu trommeln. Auf der Silvesterfeier von 1989 auf 1990 wurde ich von einer Mittelalter-Straßenmusikgruppe „Pediculus“ (die später in der Band „Tanzwut“ aufgegangen ist) als Trommler auserkoren. Also kündigte ich im März 1990 und wurde Straßenmusiker. Meine Kollegen im Museum hielten mich alle für verrückt: es war klar, daß die Wirtschaft der DDR zusammenbrechen würde. Aber ein A-Museum konnte man nicht so einfach schließen. Und in einem handwerklichen Beruf und als nachgewiesener aufmüpfiger Zeitgenosse wäre ich auch vor der „Entstalinisierung“ sicher gewesen, die viele Menschen an den Schaltstellen über sich ergehen lassen mußten. Aber auch ich wollte meinen Hippie-Jugendtraum leben, und der hieß „Landkommune“, inzwischen „spirituelle Landkommune“. Mir erschien das Leben als Straßenmusiker wesentlich geeigneter, mir ein paar Projekte anzuschauen, als die tägliche Arbeit im Museum. Also zog ich eine Saison lang durch Ost und West, spielte in süddeutschen Einkaufspassagen und auf Mittelaltermärkten. Es brachte uns bis nach Frankreich zum Folklorefestival in St. Chartier. Nebenbei hielt ich die

Augen offen nach einem passenden Gemeinschaftsprojekt.

Mit meiner damaligen Freundin entschieden wir uns im Sommer '90 für einen sich neu gründenden Verein, der in der Nähe von Jena eine alte Fachwerkmühle zu neuem Leben erwecken wollte. Die Mühle stand seit Jahrzehnten leer und war ziemlich verwahrlost. Ich zog im Herbst als erster Bewohner dorthin und fing an, mit dem Material, das vor Ort war, Dächer zu reparieren und Fenster neu zu verglasen. Immerhin hatte ich etwas in der Denkmalspflege gelernt. Ziemlich schnell stellte ich dann fest, daß ein schönes Objekt allein nicht reicht, um eine gute Gemeinschaft zu werden. Von 18jährigen Autonomen über gemäßigte Linke Anfang 20, ein paar Jahre ältere Ökos bis zu uns Spiris mit etwas über 30 war das Bewußtseinsspektrum doch sehr heterogen. Wir beiden „Alten“ hatten zwar viel Verständnis für die Anderen, da wir selbst durch all die Phasen hindurchgegangen waren, diese aber (noch) nicht für uns. Da es mit unserer basisdemokratischen Struktur nicht möglich war, alle unter einen Hut zu bringen, entschieden meine Freundin und ich uns im Sommer 1991 dafür, weiterzuziehen.

Das neue Projekt war eine Sannyas-Kommune, hieß Osho-Stadt und lag in Ovelgönne, an der Unterweser. Jetzt kamen wir also richtig in den „Westen“, den ich vorher nur auf Stippvisiten als Mittelaltermusiker kennengelernt hatte. Die Truppe war ziemlich freakig, aber weltanschaulich sehr orthodox und durch die autoritäre Großkommune in Oregon geprägt. Der Chef glaubte erleuchtet zu sein, woraus er die Berechtigung ableitete, mit uns im Befehlston umzugehen. Ich gab mein Arbeitslosengeld in die Kasse und arbeitete von morgens bis abends. Also äußerlich so, wie man es aus den düsteren Berichten von Sekten kennt. Wir meditierten viel und hatten trotzdem genügend Spaß. Irgendwann verlegte ich einen Fußboden. Der Chef kam hinzu, und wollte mir erklären, wie man das seiner Meinung nach richtig mache. Das ging zu weit. Ich war gelernter Bautischler, der in seinem Arbeitsleben schon eine Reihe Fußböden verlegt hatte. Mein ganzer

aufgestauter Frust brach durch, ich rastete völlig aus und schrie ihn an, wenn er keine Ahnung habe, solle er einfach mal die Fresse halten. Seit diesem Tag wurde ich mit Achtung behandelt.

Gegen Ende des Jahres schickte der Chef ein paar Leute von uns für Bauarbeiten in das „Wassermann-Zentrum“ nach Süddeutschland, um damit Geld für unsere Kommune zu verdienen. Kurz vor Weihnachten wollte er, daß wir zurück kommen, um in Osho-Stadt einen neuen Meditationsraum fertig zu stellen. Ich sagte ihm am Telefon, daß wir mit dem Wassermann-Zentrum den Vertrag hätten, bis Silvester mit unseren Arbeiten fertig zu sein und er ja auch schon das Geld erhalten habe, wir aber noch einiges zu tun hätten, weshalb ich mich verpflichtet fühle zu bleiben. Als ich mehreren Anweisungen, sofort zurück zu kommen, verneinte, fragte er nur trocken, wann ich meine Sachen abholen würde. Damit war nach einem halben Jahr Osho-Stadt erledigt.

### Paradies mit kleinen Fehlern

Ähnlich wie der harte Bruch in Dessau war dieser Rauswurf der reine Glücksgriff: Plötzlich war ich am landschaftlich schönsten Ort, an dem ich je gelebt habe, in einer offenen spirituellen Gemeinschaft, wo Tantriker, tibetische und Zen-Buddhisten, Sannyasins und Leute auf dem schamanischen Weg zusammen arbeiteten und meditierten. Nichts mehr von Sannyas-Orthodoxie, sondern spirituelle Toleranz, wie ich sie auch aus der DDR kannte. Die Leiterin – eine ehemalige Bundestagsabgeordnete der Grünen – ließ keinen Zweifel daran, daß sie hier den Hut aufhabe. Trotzdem gab es auch ein gehöriges Maß an Mitbestimmung und Eigeninitiative. Mit Spiral Dynamics würde ich sagen: der Schritt von einer blauen in eine grüne Gemeinschaft. Inzwischen wurde es auch Zeit, mich von Osho zu verabschieden. Er hatte einmal gesagt (sinngemäß): „Wenn ich irgendwann tot bin, dann finde einen neuen lebenden Meister. Oder, falls Du es schon kannst, folge Deiner eigenen inneren Stimme. Aber baut keine Kirche auf



meiner Leiche.“ Ich entschied mich, meiner eigenen Stimme zu folgen und tauschte meinen Sannyas-Namen gegen meinen Seelen-Namen, der sich mir in einer Meditation gezeigt hatte.

Durch die Art meiner Ankunft war mein Aufgabenbereich im Wassermann-Zentrum erst einmal klar: alle anfallenden handwerklichen Arbeiten und die Pflege des mehrere Hektar großen Geländes, kurz: Hausmeister. Einen Teil der gefälltten Bäume verwandelte ich in Djemben (afrikanische Trommeln). Gelegentlich verdiente ich mir etwas dazu, indem ich mit dem „Ibacher Ökobau“ Holzhäuser aufbaute. Im Büro des Wassermann-Zentrums stand ein Apple-Computer, der mich sehr faszinierte. Wenn das Büro abends leer war, probierte und hackte ich bis früh herum, so daß ich in kurzer Zeit der Computer-Spezialist der Gemeinschaft wurde und auch Layoutaufgaben oder Netzwerkwartungen für andere übernahm, z.B. die Zeitschrift „Connection“.

Unser Haus war damals eines der führenden Seminarzentren in Deutschland, hier traf sich alles, was in der Szene des Human Growth Movement und New Age Rang und Namen hatte. Das Spektrum reichte von Zen-Sesshins bis zu Bioenergetik-Ausbildungen. Der große Seminarraum von 175 m<sup>2</sup> war wie eine Kathedrale, das Gelände drum herum ein einziger Naturpark. Da wir als Gastgeber an vielen Seminaren teilnehmen konnten, bekam ich eine Menge Erfahrungen und Praxis zum Nulltarif. Am wichtigsten für meine spätere Arbeit als Therapeut sollten mehrere Jahre Assistenz im Team von Bodhigyan Gerd Ziegler werden. Während Maaz seine Patienten doch sehr konfrontativ zur Therapie drängte, konnte ich hier lernen, wie man die Neugier auf die Selbsterforschung weckt, wie man Menschen zur Entdeckung des eigenen Potentials regelrecht verführt.

In dieser Zeit lernte ich eine Kölnerin kennen, die bis heute meine Lebenspartnerin ist. Von da an bemerkte ich gerne ironisch, daß die ganze Wende

im Grunde nur deshalb stattgefunden hätte, um uns zusammenzuführen. Sozusagen als Wiedervereinigung auf persönlicher Ebene. ;-) Natürlich wollte ich Ihr auch mal die DDR zeigen. Also setzten wir uns ins Auto und machten eine 2-wöchige Rundreise. Einfach so. Völlig spontan. Meine Liebste konnte es überhaupt nicht glauben: „Ohne uns vorher irgendwo anzumelden? Ohne zu telefonieren?“ – „Quatsch, brauchen wir nicht! Im Osten ist man einfach da! Du wirst es sehen.“ Wir waren auf Rügen, in Magdeburg, Erfurt, Leipzig, Berlin – wo wir auch hinkamen, die alten Freunde machten ihre Wohnungstür auf, freuten sich und hatten Zeit für uns. So viel spontane Gastfreundschaft hatte sie noch nicht erlebt. Ich erzählte ihr dann noch, daß ich in Polen früher immer wildfremde Leute auf der Straße angesprochen hätte – und das hätte jedes Mal geklappt: Die Gastfreundschaft nimmt von West nach Ost zu.

Die fünfeinhalb Jahre Wassermann-Zentrum waren so intensiv, daß sie bis heute einen großen Teil meiner Träume bestimmen. Der Platz war traumhaft, die Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung einmalig. Und doch fehlte etwas in diesem Paradies. Die Leute aus der Gemeinschaft hatten alle studiert. Und sie schauten ein wenig arrogant auf die „Eingeborenen“, die Bauern und Handwerker in der Umgebung. Und ich als Hausmeister gehörte eher in diese letzte Kategorie: Bis zum Schluß wurde ich meinen „Gastarbeiterstatus“ nicht los. Ich blieb immer fremd, wurde intellektuell nicht ernst genommen. Dagegen kam ich mit den Frauen aus der Wäscherei, den Männern von der Tankstelle, und den Bauern, wo ich die Milch holte, super aus, völlig auf einer Ebene. Immerhin hatte ich in der DDR viele Jahre lang mit einfachen Leuten zusammengearbeitet, in der Gärtnerei meines Vaters, in der Denkmalspflege, in den Domwerkstätten, am Schloß Mosigkau. Ständedünkel waren mir fern.

Obwohl ich mehrmals darum bat, etwas mehr in der Organisation mitarbeiten zu dürfen, fand sich da kein Platz. Ich sah andere Leute an mir vorüber-

ziehen und mir wurde klar, daß ich wohl bis zum Ende meiner Tage die Mülltonnen raustragen würde. Ich schämte mich nicht dafür, kam mir aber ein wenig unterfordert vor. Von Freunden hörte ich dann irgendwann, daß es einen Beschluß der Bundesregierung gegeben hätte, daß Menschen, die nachweisen konnten, daß sie aufgrund der politischen Verhältnisse in der DDR nicht studieren durften, vom Staat ein elternunabhängiges Bafög geschenkt bekämen. Inzwischen hatte ich schon Einsicht in meine Staats-Akte erhalten, wo das Studienverbot schriftlich festgehalten war. Also nahm ich eine Kopie und bewarb mich zum Studium der Psychologie. Dafür mußte ich schnell noch mein Zeugnis neu bewerten lassen, von 1,1 rutschte es auf 1,3. Das war natürlich absurd: Von mehreren Freunden, die die 10 Klasse noch in der DDR absolvierten, das Abitur aber dann im wiedervereinigten Deutschland, wußte ich, daß sie sich in den letzten zwei Jahren gelangweilt hatten, weil das meiste nur Wiederholung war. Aber egal: der Numerus Clausus reichte selbst mit 1,3 und „Wartesemester“ hatte ich auch genügend. Da Heidelberg und Tübingen zu weit weg lagen, als daß ich vom Wassermann-Zentrum aus hätte studieren können, entschloß ich mich, zurück nach Leipzig zu gehen. Also begann ich 1997, im Alter von 39 Jahren, mir in meiner Wahlheimat zusammen mit meiner Liebsten ein neues Leben aufzubauen. Aber das und was danach kam, wäre eine ganz neue Geschichte aus der Groß-BRD.

### Ein völlig subjektives Resümee

Ich bin sehr einverstanden mit meinem gesamten Leben. Auch wenn ich nie ein Bundesbürger werden wollte, hat mir die Wiedervereinigung Möglichkeiten eröffnet, die ich ohne sie nie gehabt hätte. Sollte ich noch mal leben – ich würde (fast) nichts anders machen. Es gibt nur eine Sache, die ich wirklich bereue: daß ich zwei Mal die Grünen gewählt habe, die dann mit meinem Mandat in den Kosovo-Krieg gezogen sind. Das hat meine Pazifistenseele sehr geschockt. Damals hatte ich noch nicht begriffen, daß die

westliche Parteiendemokratie strukturell so gestrickt ist, daß bevorzugt Narzissten an die Spitze kommen. Die Grünen haben sich m.E. mit dem Sieg der Realos über die Fundies und die Distanzierung vom Rotationsprinzip und ähnlichen basidemokratischen Sicherheitsvorkehrungen in das bürgerliche Machtspiel eingereiht. Natürlich kann man von „Machtneurotikern“ keine altruistische Politik erwarten, egal, welcher Partei sie angehören. Daraus habe ich meine Konsequenzen gezogen.

Es hat lange gebraucht, mich mit der „Wende“ anzufreunden - vermutlich solange, bis ich die Einzelheiten in meinem Kopf mit Hilfe von Ken Wilbers Evolutionsmodell geordnet hatte. Laut kommunistischer Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung hätte eine Restaurierung des Kapitalismus im gesamten Ostblock nie passieren dürfen. Wenn die Praxis andere Ergebnisse zeigt, als die Theorie voraussagt, dann ist die Theorie falsch – ganz einfach. Heute sehe ich die Arbeiter als eine ziemlich unbewußte, zutiefst konservative Klasse, die sich über Jahrhunderte immer wieder mit leeren Versprechungen korrumpieren ließ und bis heute gegen ihre eigenen Interessen wählt. Es könnte sein, daß Karl Marx eines der ersten revolutionären Subjekte begegnete, als er sich selbst im Spiegel anschaute: der mittellose, dreifach freie Intellektuelle. Er war aber nicht fähig, sich selbst als die kommende Klasse zu erkennen, weil es von seiner Sorte zu wenige gab. Das ist inzwischen anders. Es könnte sein, daß Intellektuelle und Kulturell Kreative die „historische Mission“ haben, die Marx irrtümlich der Arbeiterklasse andichtete. Mit seiner einseitigen Fixierung auf die Produktionsabläufe konnte Marx auch nicht sehen, daß die Besitzverhältnisse allein noch nicht den bewußten, sozialistischen Menschen schaffen, sondern daß es da zugleich einer Entwicklung der individuellen Psyche und kollektiven Kultur bedarf. Das wir das heute sehen können, verdanken wir lediglich unserer späten Geburt – nicht seinem mangelnden Intellekt. Leider haben Marx' stalinistische Epigonen seit Lenin – ihrem eigenen kognitiven Horizont entsprechend – aus seinem Gesellschaftsentwurf eine Offenbarungsreligion ge-

macht, anstatt sie im Sinne einer wissenschaftlichen Theorie kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln, wie es vermutlich in seinem Sinne gewesen wäre. Deshalb ist ihnen auch nicht aufgefallen, daß sie den Völkern des Ostblocks einen aus Rußland importierten vorkapitalistischen – allerdings sozial gerechten – Feudalismus als nachkapitalistischen Sozialismus unterjubelt haben.

Wenn für die Entwicklung von Gesellschaften dasselbe gilt, wie für die (psychische und kognitive) Entwicklung des Individuums, nämlich das keine Entwicklungsstufe übersprungen werden kann, war der Schritt vom Sozialfeudalismus der DDR zum Kapitalismus der BRD 1989 also folgerichtig und kein Unfall der Geschichte. Insofern war die Wende zwar keine Revolution, aber doch ein Fortschritt. Wenn Evolution immer weiter geht, heißt das auch, daß der Kapitalismus nicht das Ende der Fahnenstange ist. Die eigentliche Revolution kommt erst noch und zeichnet sich mit der zunehmenden Verschärfung wirtschaftlicher, sozialer und ökologischer Verhältnisse schon am Horizont ab. Frühere gesellschaftliche Umwälzungen haben hunderte Jahre gedauert. Vielleicht bekommen wir ja doch noch irgendwann eine sozial gerechte, freie, demokratische Zivilgesellschaft. Sie muß nicht Sozialismus heißen, sondern darf gerne einen anderen Namen haben. Könnte sein, daß sich das dann anfühlt wie die „Nicht-mehr-DDR-noch-nicht-BRD“ zwischen 1989 und 1991. Ich freu mich drauf!